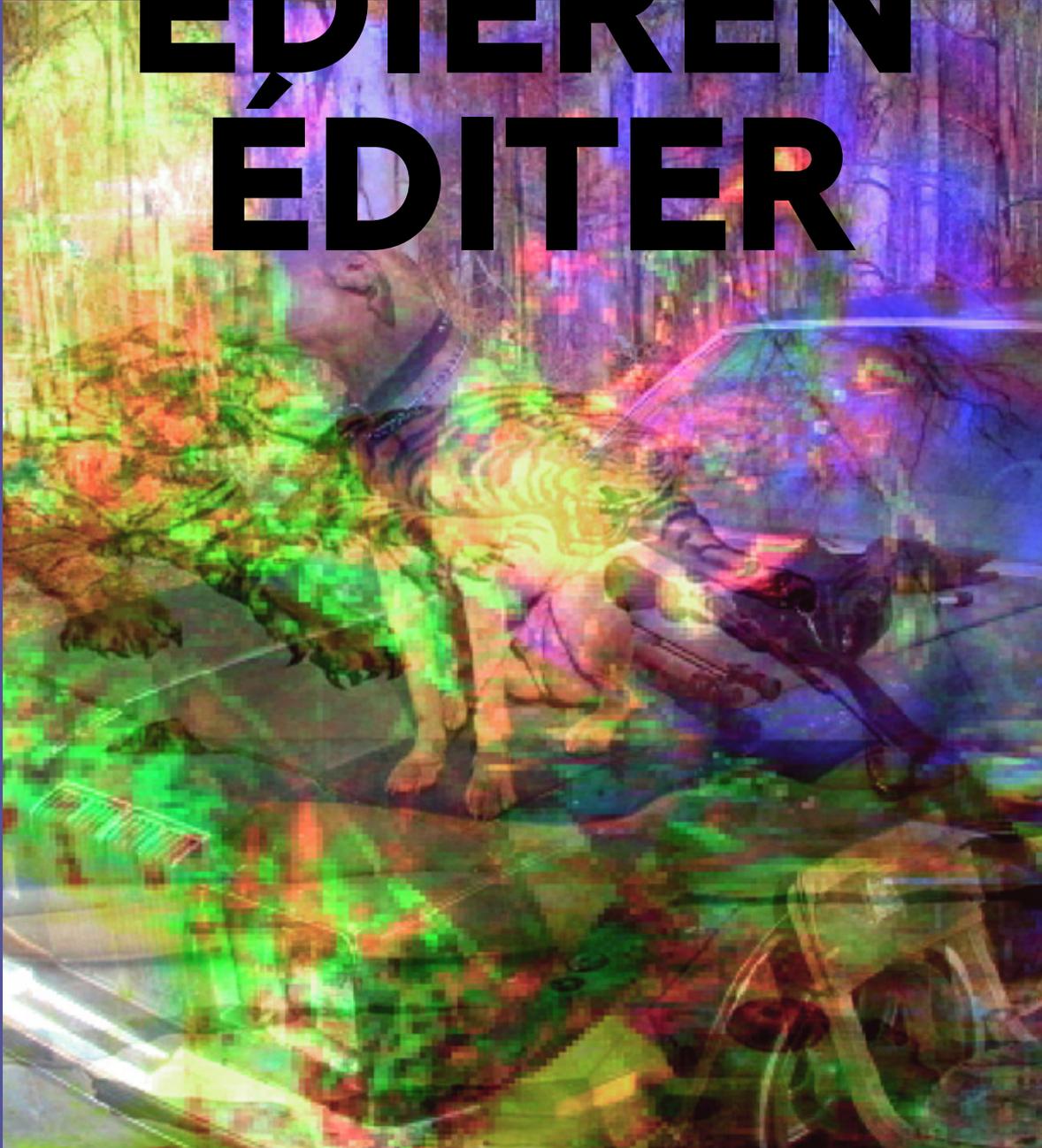


SAGW-Bulletin

3 | 2021

EDIEREN ÉDITER



ASSU Accademia svizra da ciencias umanias e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali

Vier Optionen zur Stärkung des akademischen Mittelbaus, **S. 10**
Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editionswissenschaften 2.0 in der Schweiz, **S. 28**
De l'édition numérique à l'édition du numérique, **p. 76**



Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär
Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär
Dr. Beat Immenhauser

Leiter Personal und Finanzen
Tom Hertig

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen
Lea Berger, MA Social Sciences
Christian Weibel, MA of Arts
Fabienne Jan, lic. ès lettres
Elodie Lopez, MA of Arts

Kommunikation
Christina Lydia Graf, MA of Arts
Dr. Heinz Nauer

Personal/Finanzen
Eva Bühler
Christine Kohler

Administration
Alexandra Lejeune
Gilles Nikles
Marie Steck

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien
Laupenstrasse 7
Postfach
3001 Bern

E-Mail: sagw@sagw.ch
E-Mail an die Mitarbeiter/-innen:
vorname.nachname@sagw.ch

**Edieren:
Geisteswissenschaften
im digitalen Wandel**

*Éditer :
les sciences humaines
en mutation*



03299_Stuhl_2012_02_23, 58x62 cm, Beat Brogle (2012)

Editorial

Begrüssung reflexiv

«Was trägt Ihre Disziplin zu einer ‹besseren Welt 2030› bei?» Diese Frage stellte die SAGW in einer Video-Serie zu ihrem 75-Jahre-Jubiläum Forscherinnen und Forscher aus den Geistes- und Sozialwissenschaften (siehe S. 82 in diesem Heft). Die Antworten fallen reflektiert und mitunter auch ein wenig kompliziert aus: Es ist von Denken in Varianten und Möglichkeitsräumen die Rede, von Erzählen als individueller und kollektiver Selbstverständigung, von Reflexionen gesellschaftlicher Alternativen.

Vielleicht liegt es an der Frage. Denn die Kritik, die darin zumindest mitschwingt – übertriebene Spezialisierung, abseitige Themen und überhaupt mangelnde gesellschaftliche Relevanz und ökonomische Verwertbarkeit –, zielt direkt ins Herz der Geisteswissenschaften und auf Merkmale wie philologisch exakte Textkritik oder spezialisierte Gelehrsamkeit, die diese bereits seit Jahrhunderten auszeichnen.

75 Jahre SAGW: Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik

Die Frage nach dem praktischen Nutzen und *Impact* der Geisteswissenschaften begleitet die SAGW seit ihrer Gründung im Jahr 1946. Dies lässt sich – neben vielen anderen Strängen, Ereignissen und Entwicklungen aus der Akademiengeschichte – in der soeben bei Schwabe erschienenen Jubiläumsgeschichte «Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik – 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften» nachlesen. Im Auftrag der SAGW verfasst hat das rund zweihundertseitige Werk die Zürcher Historikerin Monika Gisler. Kenntnisreich, konzis und trotz coronabedingt teilweise erschwertem Zugang zu den Archiven in rekordverdächtig kurzer Zeit: Zwischen Auftragsvergabe und Erscheinen verstrichen nicht mehr als 14 Monate (Buchrezension S. 8–9).

Fragmentierte Landschaft, vitale Projekte

Vielleicht liegen die besten Argumente für die Geisteswissenschaften, für die «freien Künste», aber nicht in jubiläumsbedingten Selbstvergewisserungen, nicht im Ausweisen von Relevanz und dem Messen von Nutzbarkeit, nicht im fortdauernden Kampf um Anerkennung und um ein besseres Standing gegenüber den Natur- und Technikwissenschaften, sondern schlicht darin, sie zu praktizieren, einigermassen unaufgeregt, mit hermeneutischen Methoden, langem Atem und auf der Höhe der Zeit.

2021 hat die SAGW vom Schweizerischen Nationalfonds die vollständige finanzielle Zuständigkeit für acht langfristige Editionen übernommen (siehe S. 54–60). Die vorliegende Ausgabe des SAGW-Bulletins darf als reflexive Begrüssung der Editionsprojekte gelesen werden. Sie versammelt in ihrem thematischen Dossier Texte von Autorinnen und Autoren, die aus unterschiedlicher Warte die Geschichte, Definitionen und Potenziale des wissenschaftlichen Edierens beleuchten, sich aber auch mit dessen Grenzen und noch unbewältigten Herausforderungen befassen. Was sich dabei abzeichnet ist eine fragmentierte Landschaft, bevölkert von durchwegs vitalen Projekten.

Das vorliegende Bulletin ist mit 90 Seiten etwas dick geworden und erfordert, dem Thema des Edierens durchaus entsprechend, vielleicht einen etwas längeren Atem als üblich. Wir hoffen, es erfordere nicht nur eine gewisse Ausdauer der Leserin und des Lesers, sondern leiste auch einen gehaltvollen Beitrag zur schwelenden Diskussion darüber, wie geistes- und sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung im 21. Jahrhundert zu fördern, zu organisieren und in nachhaltiger Weise zu betreiben ist.

Heinz Nauer
Redaktor



5 **Editorial**

Spotlight

8 **Rezension**

**Integration macht sich bezahlt,
hat aber ihren Preis**

Urs Hafner

10 **Vier Optionen zur Stärkung
des akademischen Mittelbaus**

Markus Zürcher

14 **Ding hat Geist**

Samuel Urech

16 **Qui mérite un monument ?**

Christina Graf

19 **Wider das Gefühlsbashing.
Eine philosophische Verteidigung
der Emotion**

Peggy H. Breitenstein

22 **Carte blanche**

Sandro Cattacin

Dossier

EDIEREN ÉDITER

24 **Vorschau**

25 **Akademien und ihre Editionen –
eine lange Geschichte**

Beat Immenhauser

28 **Eine Zunft im digitalen Wandel:
die Editionswissenschaften 2.0 in
der Schweiz**

Tobias Hodel

32 **Der lange Weg von den Quellen zur
Edition – oder: Wozu braucht es kritische
Editionen?**

Philipp Roelli

37 **Éditer le Nouveau Testament
à l'heure du numérique**

Claire Clivaz

41 **Bildessay**

Beat Brogle

48 **Musik ohne Noten. Wie Musikedition
neu gedacht werden kann**

Joachim Iffland, Rebecca Grotjahn

52 **Editionslandschaft Schweiz.
Eine Tour d'Horizon**

Heinz Nauer

61 **Eine Welt voller Geschichten. Editionen
mittelalterlicher Exempel-Sammlungen**

Julia Burkhardt

66 **Edieren ohne Ende? Editionen im Wandel
am Beispiel der 200-jährigen Geschichte
der Monumenta Germaniae Historica**

Claudia Zey

70 **Worte zur Wissenschaft**

Martin Hannes Graf

72 **Privatbibliotheken, Lesespuren und
die Autorvorstellungen ihrer Interpreten**

Tobias Brückner

76 **De l'édition numérique à l'édition
du numérique**

Isaac Pante

Netzwerk Réseau

80 **Personalía**

82 **4 questions à...**

Thomas Hunkeler

83 **Publications et projets**

87 **Pouvoir et médecine & 3 questions à...**

Lea Berger

90 **Das letzte Wort**

Lisa Deutsch

SPOTLIGHT

Integration macht sich bezahlt, hat aber ihren Preis

Urs Hafner

Die SAGW legt zu ihrem 75. Geburtstag eine informative Festschrift vor. Verfasst hat die Institutionengeschichte die Historikerin Monika Gisler. Sie gibt der Jubilarin zwei Ratschläge mit auf den Weg.

Wenn eine Institution wie die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften eine Festschrift in Auftrag gibt, darf diese unter keinen Umständen schönfärbisch ausfallen. Alles andere wäre ein Verrat an den Idealen der Wissenschaft und an der Selbstreflexion sowieso, die insbesondere die Geisteswissenschaften als ihr ureigenes Metier betrachten. Gleiches gilt natürlich für die Rezension der Auftragsarbeit, zumal wenn sie im «Bulletin» der SAGW erscheint. Auch sie sollte kritisch sein, nicht minder als die Politik, welche die Akademie im ökonomisch fixierten Wissenschafts- und Forschungssystem betreibt (Output, Impact et cetera) – wer, wenn nicht sie, nennt die Dinge und Probleme beim Namen?

So viel Wille zur Kritik überall, man könnte direkt nervös werden. Monika Gisler aber liess sich nicht aus der Ruhe bringen. Unterstützt von zwei Mitarbeitern hat die Historikerin die Geschichte der 1946 gegründeten SAGW chronologisch, solid und informativ zu Papier gebracht (inwiefern das prominent als mitwirkend genannte Center for Higher Education and Science Studies der Universität Zürich zum Buch beigetragen hat, wird nicht ersichtlich). Dabei fördert die Autorin Erstaunliches zutage. In der republikanischen Schweiz entstand nicht nur die SAGW, sondern entstanden auch die anderen Akademien vergleichsweise spät. Sie versammeln nicht primär «Exzellenz» wie ihre europäischen Schwestern, die von Königen und Fürsten gegründet worden sind, son-

dern stehen im Dienst auch nichtakademischer, zivilgesellschaftlicher Vereinigungen, die sich etwa mit Geschichte und Kunst beschäftigen. Wissenschaft für die «Res publica».

Ferner kämpfte die zunächst rein geisteswissenschaftliche Akademie von Anfang an für ein besseres Standing der Geisteswissenschaften, für Anerkennung und mehr Mittel – daran hat sich seither nicht viel geändert. So reflexiv die Humanities sich auch erweisen: Wenn es an das Eingemachte geht, also um das letzte Wort in der Forschungspolitik oder den letzten Franken, wenden Wissenschaftsverwaltung und Bundesräte sich dann doch der Atom- oder Nanotechnik zu. Bildungsgespräche über Kunst und Kultur am Kaminfeuer mögen erbaulich sein, sind halt aber auch verzichtbar – «It's the economics, stupid!», wie weiland Bill Clintons Wahlkampfslogan lautete.

Allerdings – auch dies belegt die Institutionengeschichte – waren die elitären Geisteswissenschaftler der ersten Stunde bestens mit dem wissenschaftspolitischen und naturwissenschaftlichen Establishment verknüpft, ja sogar Teil davon. So hat die Akademie etwa federführend an der Entstehung des Schweizerischen Nationalfonds mitgewirkt, und der noch am Ende des 20. Jahrhunderts bedeutende Wissenschaftsrat forderte wiederholt die Aufwertung der Geistes- und dann auch der Sozialwissenschaften. Letztere wurden von der Akademie nur zögerlich aufgenommen.

Selbst im Kontext des rasanten Ausbaus des gesamten Wissenschafts- und Forschungssystems seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bleibt die Geschichte der SAGW eine Erfolgsgeschichte – auch dies zeigt das Buch. Eindrücklich sind die Publikationen und Podien, mit denen die Akademie Geisteswissenschaftlerinnen und Sozialwis-

senschaftler miteinander ins Gespräch gebracht und Brücken zwischen Universität und Gesellschaft gebaut hat, eindrücklich selbstredend sind auch die unter ihrer Ägide realisierten Grossforschungen, etwa die nationalen Wörterbücher oder das sozialwissenschaftliche Kompetenzzentrum Fors.

Die Dachorganisation SAGW ist nicht nur stetig gewachsen, vereint immer mehr Mitgliedsgesellschaften und verteilt immer mehr Gelder, sie hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten als sogar witzige Anwältin der Humanwissenschaften profiliert, welche die wachsende Schar technokratiengläubiger Politiker und Politikerinnen vom beinahe unbezahlbaren Wert des Reflexionswissens zu überzeugen versucht. «It's the humanities, stupid!», hiess die charmante Kampagne, die den schlagenden Nachweis führte, dass ohne das von allen Menschen praktizierte, aber von den Geisteswissenschaften kultivierte Verstehen der symbolisch verfassten Welt gar nichts gehe.

Strategisch setzt die SAGW im 21. Jahrhundert voll auf die Modernisierungsschiene. Sie hat den ökonomistischen Innovationsbegriff relativiert, der vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFJ favorisiert wird, indem sie den umfassenden Nutzen der Humanwissenschaften ins Feld führt – am Anfang steht eben das Verstehen. Gisler erwähnt auch dies, diskutiert die SAGW-Strategie aber nicht. Man müsste das Paradox aufzeigen: Der Erfolg der Akademie geht mit ihrer Einbindung in die staatliche Verwaltung einher. Sie erhält Geld vom SBFJ und muss diesem zugleich Rechenschaft ablegen für ihr Tun.

Man fragt sich: Hätte die Akademie beispielsweise den Spielraum, auf die immer sichtbarer werdenden Nachteile der offiziell unbestrittenen Open-Access-Politik für die Humanwissenschaften hinzuweisen? Dann wäre sie plötzlich antizyklisch antimodern. Wenn die Akademie der immer weiter um sich greifenden Projektifizierung und «Wettbewerbsisierung» der Forschung den Kampf ansagt – und das tut sie –, erinnert sie ein wenig an Don Quijote, der gegen die Windmühlen anritt.

Monika Gislers Geschichte der SAGW ist informativ und nicht unkritisch – ab und an weist die Autorin auf einen blinden Fleck hin –, aber auch ziemlich konventionell. Die meisten Illustrationen geben Statuten und offiziöse Schreiben wieder, die aufgrund ihres bescheidenden Alters nicht mit der Aura des Geschichtlichen aufwarten können. Die zahlreichen Boxen, die den Lauftext auflockern sollen, sind entweder Persönlichkeiten gewidmet, deren Kurzbiografien auch auf Wikipedia zu finden sind, oder SAGW-Unternehmen und weiteren Organisationen, die quasi in ihren eigenen Worten, wie sie sich auf ihren Webseiten finden könnten, porträtiert werden. So erfährt der Leser etwa, dass sich die «Gender Studies in der internationalen Praxis als anerkannter, zukunftsorientierter Wissenschaftszweig» etabliert hätten. Gut zu wissen.

Stichwort Zukunft: Zwei Ratschläge gibt das Buch der Jubilarin mit auf den Weg. Sie könnte ihre Stimme «durchaus noch lauter» erheben, um «Sinn und Zweck der Geistes- und Sozialwissenschaften wirkmächtig zu vermitteln», und sie habe in unserer «postfaktischen Ära», in der alle Wissenschaften am Pranger stünden, zu zeigen, dass diese «eine genuin soziale Angelegenheit» seien. Wiederum: Gut zu wissen, aber was heisst das und was war schon wieder der Sinn und Zweck der Humanities? Die Welt war wohl schon immer postfaktisch. Am besten bleibt die Akademie bei ihren Leisten: dem Kritisieren. Da gibt es immer genug zu tun, und sinnvoll ist die Tätigkeit obendrein auch.

Zum Autor

Urs Hafner ist freischaffender Historiker, Autor und Journalist. Zuletzt erschien von ihm das Buch «Forschung in der Filterblase. Die Wissenschaftskommunikation der Schweizer Hochschulen in der digitalen Ära» (2020, Hier und Jetzt, Baden), demnächst «Kinder beobachten. Das Neuhaus und die Anfänge der Kinderpsychiatrie, Bern 1937–1985» (2022, Chronos, Zürich).



75 Jahre SAGW: Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik

Gisler, Monika: Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Unter Mitwirkung von Samuel Amstutz, Christian Leder und Mitarbeitenden des Center for Higher Education and Science Studies der Universität Zürich, Schwabe Verlag, Basel 2022, 204 S., zahlreiche Abb., ca. 48 Fr.

<https://doi.org/10.24894/978-3-7965-4421-7>



Das Buch erscheint in Open Access und ist auf den Seiten des Schwabe Verlags und der SAGW online zugänglich.

4

Optionen zur Stärkung des akademischen Mittelbaus

Markus Zürcher

Der Bereich Bildung, Forschung und Innovation (BFI) ist in den letzten zwei Dekaden stark gewachsen. Die Universitäten hingegen haben ihre traditionellen Strukturen und Prozesse kaum verändert. Die Folgen sind Unzufriedenheit, Frustration und Prekarität im Mittelbau.

In den letzten rund 20 Jahren vollzog sich an den Schweizer Universitäten eine Mengenausweitung: Die Zahl der Studentinnen und Studenten verdoppelte sich, es wurde mehr Personal angestellt, die Quantität der Publikationen und Projekte stieg massiv. Dies führte zu Phänomenen wie einer quantitativ ausgerichteten Leistungsindikatorik (Stichwort Impactfactor) und zu einem gegenüber der Grundfinanzierung überdurchschnittlichen Ausbau der Projektfinanzierung.

Gerade der nationale und internationale Projekt-Boom erfordert in hohem Masse befristete Stellen, die in der Regel mit jungen Forscherinnen und Forscher besetzt werden. Mit

dem internationalen Wettbewerb um Forschungsprojekte und den rein quantitativen Leistungsmessungen hat sich der Forschungsbetrieb stark transformiert, wohingegen die Strukturen und die Prozesse der Universitäten weitgehend dieselben geblieben sind.

Der internationale Vergleich zeigt: Die Schweiz pflegt eine ausgesprochene Ordinarien-Universität. Die hiesigen Universitäten bieten im Unterschied zu den angelsächsischen, auch in geringerem Mass zu den deutschen und österreichischen Universitäten, nur wenige Personalkategorien und Positionen mit unbefristeten Anstellungen. Die weitaus meisten Anstellungen – rund 80 Prozent – sind befristet.

Dies führt zur gegenwärtig prekären Situation des akademischen Mittelbaus, die von Perspektivlosigkeit und Frustration geprägt ist. Darunter leidet nicht zuletzt die Qualität der Forschung. Am 8. Oktober hat ein Komitee aus Forschenden verschiedener Fachrichtungen bei der Bundesversammlung eine Petition eingereicht, mit der sie konkrete Massnahmen fordert, um die Situation des Mittelbaus in der Schweiz zu verbessern.

Ausgehend von Befunden aus diversen Studien und Berichten (siehe Referenzen), welche die SAGW in den vergangenen Jahren publiziert, lassen sich mit diesem Ziel im Blick bereits vier Optionen formulieren.

1

Frühe Selektion anhand von qualitativen Kriterien

Der wohl effektivste Hebel zur Überwindung der Prekarität im Mittelbau ist eine frühe Selektion nach qualitativen Kriterien. Bereits in der Doktoratsphase, spätestens aber nach der Promotion, sollten die Weichen gestellt werden: Der Entscheid für eine *Professional Career* ausserhalb der Universität sollte ebenso begleitet werden wie die *Academic Career*. Nicht verhindern lässt sich, dass ein auf Konkurrenz ausgelegtes System auch zahlreiche «Verlierer» produziert. Auch sie sollten aber beim «Ausstieg» unterstützt werden.

Gemäss den Dora-Prinzipien sollten die Evaluation und die Selektion auf quantitative Leistungsindikatoren (Zahl der Publikationen, Zahl der Projekte, Impact-Faktoren et cetera) verzichten und vielmehr die Qualität des gesamten Forschungsoutputs beurteilen. Bisweilen kann ein einzelner Artikel einen Richtungswechsel einleiten, der einen Fachbereich oder ein Forschungsfeld massgeblich verändert. In der Regel gelingen solche «Würfe» in den jungen Jahren. Neue Erkenntnisse, Interpretationen, Verfahren, Ansätze und die Erschliessung von neuen Feldern sind Voraussetzungen für eine akademische Karriere; wesentlich dabei ist, dass deren Autoren oder Erfinderinnen ihre Forschung eigenständig bearbeiten und weiterentwickeln können. Dieser Prozess sollte in der vierten Dekade des Lebens, bei den 30- bis 40-Jährigen, eingeleitet werden und nicht erst in der fünften. Personen im Alter von 45 Jahren, die befristete Stellen versehen,



Abbildung 1: Vertreterinnen und Vertreter des Mittelbaus am 8. Oktober auf dem Bundesplatz.

als «Nachwuchs» zu bezeichnen, ist eine peinliche Infantilisierung und vertuscht das eigentliche Problem: Die grösste Schaffens- und Innovationkraft haben Menschen in der Regel in der Mitte ihres Lebens.¹

2

Verteilschlüssel in der Finanzierung durch den Bund anpassen

Ein wirksamer und pragmatischer Hebel, der erst noch kurzfristig umgesetzt werden könnte, sind Änderungen bei den Modalitäten der Finanzierung: Der Bund übernimmt derzeit 20 Prozent der Referenzkosten der Universitäten, wobei 70 Prozent in die Lehre und 30 Prozent in die Forschung fließen (Abbildung 2). Verteilt werden die Finanzen unter den Universitäten *in der Lehre* proportional zur Zahl der Studierenden, ausländischen Studierenden und Abschlüssen und *in der Forschung* proportional zu Projektmitteln von Nationalfonds, der Europäischen Union, Innosuisse und weiteren Dritten. Je mehr Drittmittel in der Forschung akquiriert werden, desto höher fallen also die Mittel des Bundes aus.

1 Eichhorn/Ullrich (2021), S. 7. In Deutschland sind 92 Prozent der an Universitäten Beschäftigten bis zum Alter von 45 Jahren befristet angestellt.

Eine Option wäre folglich, den Verteilschlüssel zu ändern, indem der Anteil der Grundbeiträge für die Lehre erhöht und der von den eingeholten Forschungsmitteln abhängige Anteil gesenkt würde. So könnten die Universitäten dem Mittelbau mehr unbefristete und weniger befristete Anstellungen anbieten. (Abbildung 3)

3

Third-Space-Stellen an Universitäten etablieren

Die von der SAGW 2020 publizierte Studie «Next Generation und Third Space: neue Karriereprofile im Wissenschaftssystem» kam zum Schluss, dass in den Geistes- und Sozialwissenschaften knapp drei Viertel (71 Prozent) der vollzeitäquivalenten Stellen, die zur Forschung und Lehre zählen, von wissenschaftlichen MitarbeiterInnen (24 Prozent), Assistenten und Doktorandinnen (34 Prozent) und Personen, die gemäss der Hochschulpersonalstatistik Aufgaben im Third Space² (13 Prozent) erbringen, besetzt sind.³ Die Vollzeitäquivalente der in Forschung und Lehre tätigen Professorinnen und Professoren machen 17 Prozent aller Anstellungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften aus. Rund 12 Prozent gehören der Kategorie «übrige Dozierende» an. An den Fachhochschulen und den Pädagogischen Hochschulen hat sich der Third Space weitgehend etabliert.

2 Dem Third Space zugeordnet wurden: Stabstellen für Berufungen, Akkreditierung und Qualitätsentwicklung, Evaluationen, StudienprogrammkoordinatorInnen, Management, GeschäftsführerInnen von Instituten und MitarbeiterInnen von digitalen Forschungsinfrastrukturen.
3 Schmidlin/Bühlmann/Muharemmi (2020): S. 5.

Finanzierung der Universitäten und Fachhochschulen									
Grundbeiträge Universitäten					Grundbeiträge Fachhochschulen				
Der Bund übernimmt 20 % des Gesamtbetrags der Referenzkosten, davon fließen ...					Der Bund übernimmt 30 % des Gesamtbetrags der Referenzkosten, davon fließen ...				
70% in Lehre			30% in Forschung		85% in Lehre			15% in Forschung	
... und verteilen sich auf die Universitäten proportional zu					... und verteilen sich auf die Fachhochschulen proportional zu				
Zahl der Studierenden	Zahl der ausländischen Studierenden	Zahl der Abschlüsse (MA, PhD)	Mittel aus Projekten (SNF, EU)	Mittel von Innosuisse, weitere Drittmittel	Zahl der Studierenden	Zahl der ausländischen Studierenden	Zahl der Abschlüsse (BA, MA-Musik)	Drittmittel (SNF, Innosuisse, EU, Private)	Personal in Lehre und Forschung und Entwicklung
50%	10%	10%	22%	8%	70%	5%	10%	7,5%	7,5%

Abbildung 2: Finanzierung der kantonalen Universitäten und Fachhochschulen nach Hochschulförderungs- und -koordinationsgesetz.
Quelle: SAGW (2018), S. 5.

Schematische Personalstruktur an Universitäten im internationalen Vergleich (in %) nach: Kreckel, Hasard oder Laufbahn, S. 236.

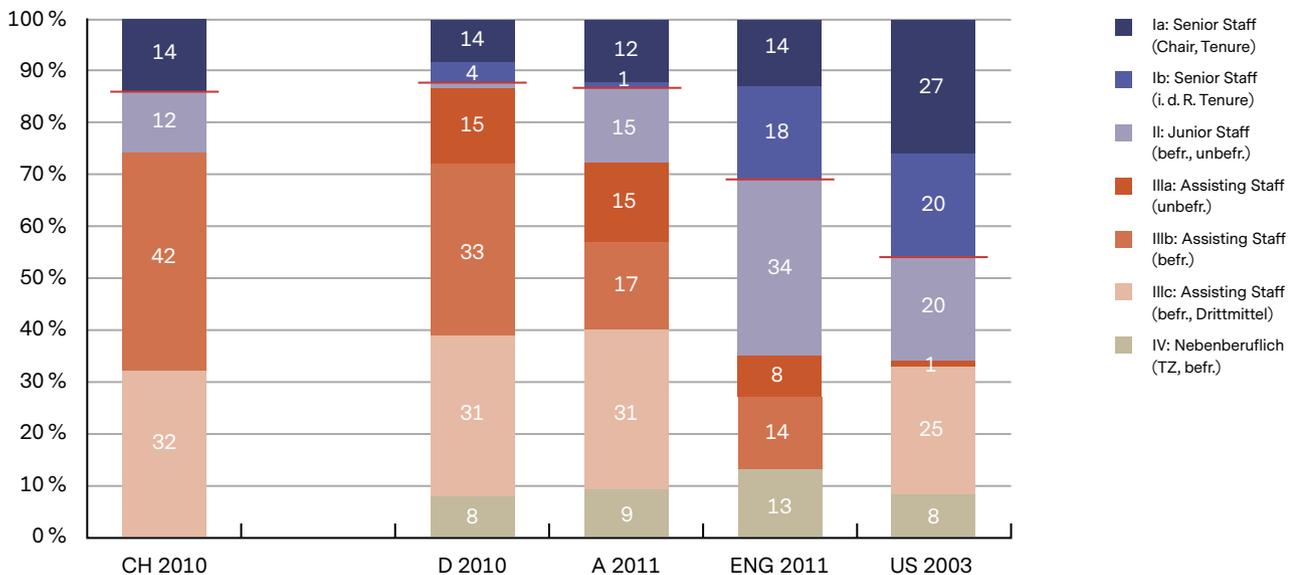


Abbildung 3: Personalstruktur an Universitäten im internationalen Vergleich.
Quelle: Hildbrand (2018), S. 40.

An Universitäten wird dieses Konzept hingegen eher skeptisch eingeschätzt. Positionen im Third Space, diesem dritten Raum an Hochschulen für Tätigkeiten irgendwo zwischen Wissenschaft und Verwaltung, werden häufig nicht als gleichwertige akademische Karrierewege angesehen, sondern mit einer verpassten akademischen Karriere assoziiert. Dabei könnte es fruchtbar sein, sie nicht länger als Ausweg – oder gar als «Abstellgleis» – zu denken, sondern als möglichen Weg in die Überlegungen miteinzuschliessen.

4

Akademische Positionen ausdifferenzieren

In Anlehnung vor allem an die angelsächsischen, ansatzweise auch die deutschen und österreichischen Universitäten könnte die Personalstruktur ausdifferenziert werden. Eine reelle Alternative zur gegenwärtig vorherrschenden Professur, die Forschung und Lehre in Personalunion vereint, sind Dozenturen mit einem Fokus – je nachdem auf die Lehre oder auf die Forschung. Dies erfordert, dass sich die Institute und Departemente nicht allein über Lehrstühle definieren, sondern sich vermehrt an den Nachfragen, dem Bedarf und den inhaltlichen, methodischen und technischen Entwicklungen im universitären Bereich orientieren. Unverzichtbar sind schliesslich hoch qualifizierte WissenschaftlerInnen, die forschungsrelevante Infrastrukturen (zum Beispiel Datenbanken oder Labore) pflegen und weiterentwickeln sowie Management und Support im Forschungsbereich leisten.

Unter Ausschluss des administrativen und technischen Personals könnten die Universitäten vier unbefristete Positionen für hochqualifizierte WissenschaftlerInnen anbieten: Die ordentliche Professur (Forschung und Lehre und vollumfängliche wissenschaftliche Fachvertretung), Dozentur mit Fokus auf Lehre, Dozentur mit Fokus auf Forschung und Verantwortliche für Management, Support und Infrastrukturen.

●

Dieser Text ist eine überarbeitete Version des Inputs «Optionen für einen prekären Mittelbau», eingereicht im Rahmen des Workshops «Devising Specific Proposals to address Inequalities and Precarious Working Conditions in Academia» der Swiss Young Academy, Bern, 24. September 2021. Er erschien zuerst am 14. Oktober als Beitrag im SAGW-Blog.

Referenzen

- Eichhorn, Kristin und Peter Ullrich (2021): Da lässt sich was machen – Alternativen zur Befristung, in: DUZ. Magazin für Wissenschaft und Gesellschaft 5/2021.
- Hildbrand, Thomas (2018): Next Generation: Für eine wirksame Nachwuchsförderung. Bericht im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 13,1). <http://doi.org/zenodo.1216424>
- OECD (2021): Reducing the precarity of academic research careers (OECD Science, Technology and Industry Policy Papers 113), Paris. <https://doi.org/10.1787/0f8bd468-en>
- Schmidlin, Sabina, Eva Bühlmann und Fitore Muharremi (2020): Next Generation and Third Space: neue Karriereprofile im Wissenschaftssystem. Studie im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 15,3). <https://doi.org/10.5281/zenodo.3923494>
- Schmidlin, Sabina (2018): Finanzierung von Forschung und Innovation durch den Bund ab 2008. Bericht im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Reports 13,3). <http://doi.org/10.5281/zenodo.1475753>
- Swiss Science and Technology Council (2013): «Economization» of Science. Recommendations and Proceedings of the Seminar Held in Bern (SSTC Report 4).
- Zürcher, Markus und Marlene Iseli (2018): Zur Diskussion: Qualität vor Quantität (Swiss Academies Communications 13,5). <http://doi.org/10.5281/zenodo.1409674>

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5567331>

Zum Autor

Markus Zürcher ist Generalsekretär der SAGW.



Ding hat Geist

Aufstieg auf Verlangen: die Lifttaste

Samuel Urech

Treppensteigen: eine trotz aller guten Vorsätze eher anstrengende Form der alltäglichen Mobilität. Liftanlagen erlauben hingegen die bequeme Befriedigung vertikaler Transportbedürfnisse, fungieren als Maschinen zur Ortsveränderung ihrer Nutzerinnen und Nutzer. Diesen kommt dabei lediglich die Betätigung von einer oder zwei Tasten zu. Anschliessend erfolgt die Beförderung von Stockwerk zu Stockwerk automatisch und ohne weitere körperliche Anstrengung. Die Lifttaste erlaubt uns den «Aufstieg auf Verlangen».

Die spezifische Aufgabe der Lifttaste besteht darin sicherzustellen, dass ein menschlicher Beförderungswunsch an eine technische Apparatur übermittelt wird. Als nahe Verwandte sind die aus Bus, Tram oder Zug bestens bekannten Tasten für den «Halt auf Verlangen» zu erwähnen. Die Lifttaste allerdings unterscheidet sich darin, dass sie einen Beförderungsvorgang auslöst und nicht bloss eine schon stattfindende Fahrt unterbricht. Sie verleiht uns die vermeintlich vollständige Kontrolle über den Lift. Etwas desillusionierend wirkt lediglich der Umstand, dass die Knöpfe zum rascheren Schliessen der Türen meist deaktiviert sind und die Fahrt durch weitere, zusteigende Passagiere unterbrochen werden kann.

Virtuosen des Vertikalen

Der sanfte Druck auf die entsprechenden Tasten reduziert den notwendigen Kraftakt zur Erreichung höher gelegener Stockwerke beträchtlich. Zugleich ermöglicht er die simple Bedienung einer komplexen technischen Anlage, ohne dass dafür spezifisches Wissen oder Fähigkeiten notwendig wären.

In der Pionierphase der Aufzugsanlagen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wäre es völlig undenkbar gewesen die Verantwortung für deren Bedienung an Laien zu übergeben. Viel zu gefährlich und anspruchsvoll war die Aufgabe der Fahrstuhlführer, welche die Liftanlagen mittels diverser Hebel oder Seilzügen zu bedienen hatten. Eine sichere und bequeme Liftfahrt erforderte das ganze Geschick und die Erfahrung des dafür ausgebildeten Personals. Dieses nahm die Beförderungswünsche der Passagiere entgegen, setzte die notwendigen Prozesse in Gang und begleitete die Liftfahrt persönlich. Thomas Mann schuf mit seinem Romanhelden Felix Krull einen literarischen Virtuosen des Vertikalen. Dem Hochstapler gelingt dank seiner Tätigkeit als Fahrstuhlführer in einem Hotel der gesellschaftliche Aufstieg.

Anfang des 20. Jahrhunderts war geeignetes Bedienpersonal immer schwieriger zu rekrutieren. Dieser Umstand verhalf dem neu entwickelten Druckknopf zum Durchbruch. Anstelle einer zwischenmenschlichen Interaktion trat nun eine Mensch-Maschinen-Beziehung. Seither sind es die Lifttasten, die gewünschte Ortsveränderungen in konkrete Bewegungsvorgänge übersetzen.

Entfremdung durch den Liftknopf?

Druckknöpfe zur Bedienung von Maschinen, zur Erleuchtung von Räumen oder in Form von Türklingeln nutzen wir selbstverständlich und vielfältig. Der Philosoph Hans Blumenberg erkannte im Druckknopf weit mehr als einen simplen Auslösemechanismus: «Hinter jedem solchen Auslöser steckt eine lange Vorgeschichte menschlicher Entdeckungen, ein ganzer Komplex erfinderischer Leistungen; aber der Auslöser ist so «aufgemacht», dass er uns dies alles in seiner abstrakten Uniformität verdeckt und entzieht.»¹

Blumenberg stellt zudem eine Entfremdung zwischen Subjekt und technischer Anlage durch die Verwendung des Druckknopfes fest. Während die Fortbewegung auf einem Fahrrad oder in einem Auto noch konkrete Handgriffe zur Kontrolle der Fahrt erfordert, bleibt die Bedienung des Liftes unspezifisch und abstrakt. Technische Vorgänge im Maschinenraum des Liftes bleiben mir als Nutzer verborgen, sie entziehen sich meiner Kontrolle. Durch den Akt des Tastendruckes liefere ich mich der Maschine aus. Wird die Kabine mich am richtigen Ort wieder freigeben oder irgendwo im gähnenden Schacht stecken bleiben? Es erstaunt nicht, dass unangenehme, unheimliche oder gar katastrophale Liftfahrten beliebte Motive in Büchern und Filmen sind.

1 Hans Blumenberg (1963/1981), zitiert nach Andreas Bernard (2006): Die Geschichte des Fahrstuhls. Über einen beweglichen Ort der Moderne, Frankfurt am Main, S. 186.

Im Alltag enden Liftfahrten jedoch selten dramatisch: Im Fall der Fälle stellt die Notruftaste den Kontakt zu einem hilfsbereiten Menschen jederzeit sicher. Der Druckknopf vermag damit – zumindest in Liftanlagen – seine ihm durch Hans Blumenberg zugeschriebene «Entfremdungs-funktion» ein Stück weit auch umzukehren. Seine «Geschichte des Fahrstuhls» schliesst Andreas Bernard mit der Feststellung, «dass der Fahrstuhl als paradigmatischer Ort der Moderne aufzufassen ist».² Hinter den kleinen, unscheinbaren Tasten im Lift verbirgt sich ein dafür exemplarisches Spannungsfeld zwischen Kontrolle und Entfremdung. Sie prägen durch ihre schlichte Funktionalität unsere vielschichtige Beziehung zum Transportmittel Lift.

Sollte man sich von der «Modernität» des Liftes samt den damit verknüpften Widersprüchen zuweilen überfordert fühlen, bietet die Treppe Abhilfe. Schritt für Schritt können wir unseren Aufstieg kontrollieren und über das Liftfahren nachdenken, bis wir schweissgebadet ankommen. Vielleicht reift auf dem Weg nach oben die Erkenntnis, dass die Lifttaste doch ein wunderbares «Ding mit Geist» ist. Dankbar drückt man für den Rückweg auf die Taste mit dem Pfeil nach unten.



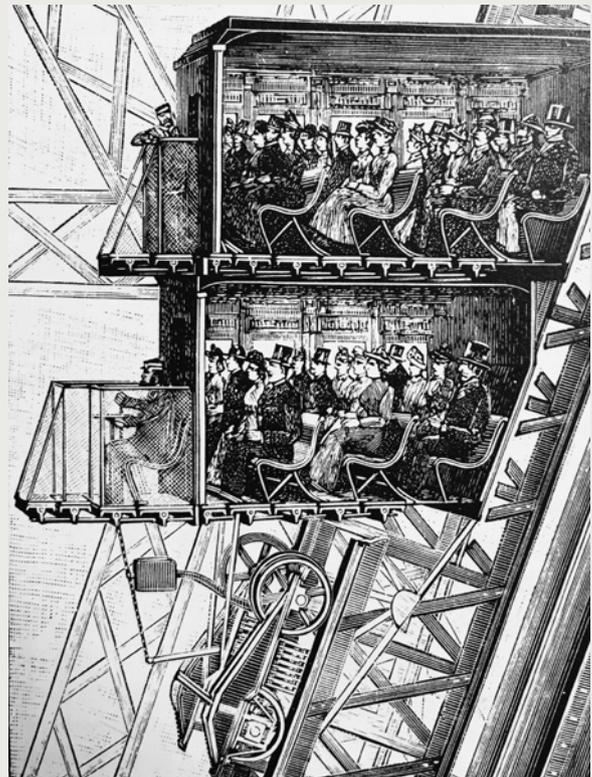
In dieser Rubrik machen Kulturwissenschaftler ein alltägliches Ding zum Gegenstand ihrer Überlegungen. In dieser Ausgabe: «die Lifttaste».

Zum Autor

Samuel Urech ist Verkehrsplaner. Daneben befasst er sich mit Kultur und Geschichte des Verkehrs, Architektur- und Städtebautheorie und der Kulturgeschichte von Gegenständen.



Lifttaste und darunter Lichtschalter in einem Bürogebäude – begleitet vom derzeit üblichen Desinfektionsmittelspender zwecks hygienischer Betätigung der Druckknöpfe.



Aufzug zur ersten Plattform am Eiffelturm um 1889 samt Fahrstuhlführer.

² Andreas Bernard (2006): Die Geschichte des Fahrstuhls. Über einen beweglichen Ort der Moderne, Frankfurt am Main, S. 282.

Qui mérite un monument ?

Christina Graf

Trois cent trente-quatre personnes ont répondu à une enquête de l'ASSH sur les monuments suisses et le traitement des statues controversées. Une première évaluation est maintenant disponible.

Les monuments nous rappellent l'histoire, ils informent, ils stimulent la réflexion et ils embellissent l'espace public. Mais remplissent-ils réellement ces fonctions ? Une nette majorité des participant·e·s à l'enquête (78 %) estime que les monuments n'ont plus aucune signification pour la plupart des gens aujourd'hui. La réponse à la question de savoir si les monuments remplissent aujourd'hui une fonction sociale importante est tout aussi partagée : seule la moitié environ des personnes interrogées (55 %) ont répondu par l'affirmative. (Figure 1)

Le déboulonnage des monuments n'est pas une option pour une majorité

Les monuments en disent long sur les sociétés qui les ont érigés. Ils incarnent l'interprétation et la conception artistique de faits, généralement par ceux qui ont pu faire valoir leurs points de vue et leurs succès de manière dominante dans la société. Les sociétés, et avec elles les interprétations et les sensibilités esthétiques, évoluent, tandis que les monuments restent généralement tels quels. Que faire donc des monuments qui représentent un courant de pensée qui n'est socialement plus accepté de nos jours ? Pour une nette majorité (83 %), il est clair que le retrait complet des monuments de l'espace public ne saurait être une option. (Figure 2)

Avons-nous besoin de nouveaux monuments ?

Oui ! C'est du moins ce que pense la majorité (81 %) des personnes interrogées, pour autant que les nouveaux monuments viennent compléter ceux qui existent déjà et qu'ils ne les remplacent pas. Cette approbation s'exprime également au travers des 479 réponses à la question de savoir qui mérite un monument. Les participant·e·s pouvaient citer jusqu'à trois personnes, groupes de personnes, organisations, événements ou idées. Ils ont nommé, par exemple :

- Des pionnières du mouvement féministe, comme Anna Tumarkin, Eunice Newton Foote ou Christiane Brunner, et plus de femmes en général (22 x)
- Des chercheuses et des inventeurs (10 x)
- Des monuments à la pandémie de Covid-19 (6 x)
- Des enfants placés et autres enfants à l'enfance volée (5 x)
- Des animaux (6 x)
- Des sportifs comme Roger Federer (9 x), Didier Cuche (1 x) ou Andy Hug (1 x),
- Un « monument au politicien de milice inconnu » (1 x).

En outre, des concepts abstraits tels que la paix (3 x), la migration (2 x), « l'être humain » ou « l'institution de la démocratie » étaient également représentés ainsi que des personnes (groupes) de la vie quotidienne telles que les chauffeur·e·s de camion, les conducteur·trice·s de train, les aidant·e·s inconnu·e·s, le personnel soignant, les individus travaillant pour les personnes socialement défavorisées, les médecins et le personnel saisonnier.

Je trouve que les monuments devraient... (N = 331)

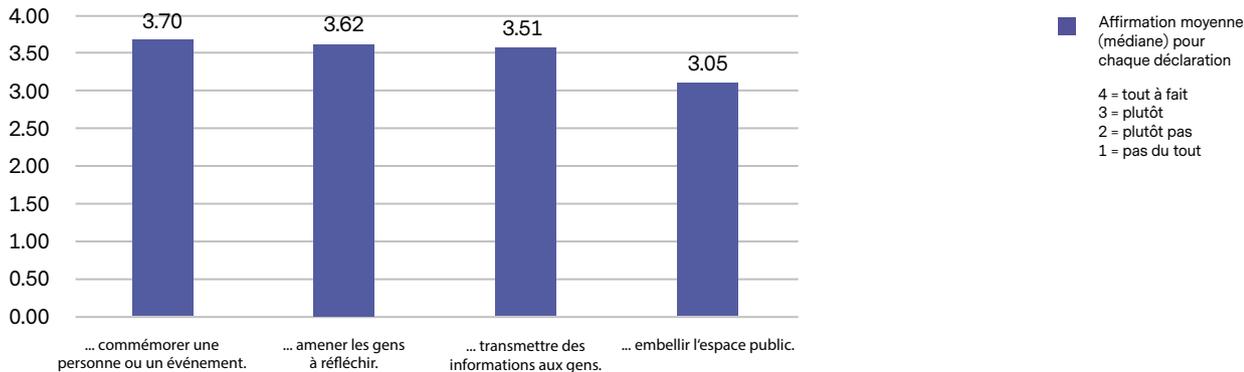


Figure 1 : fonctions des monuments

Je trouve que ces monuments devraient... (N = 302)

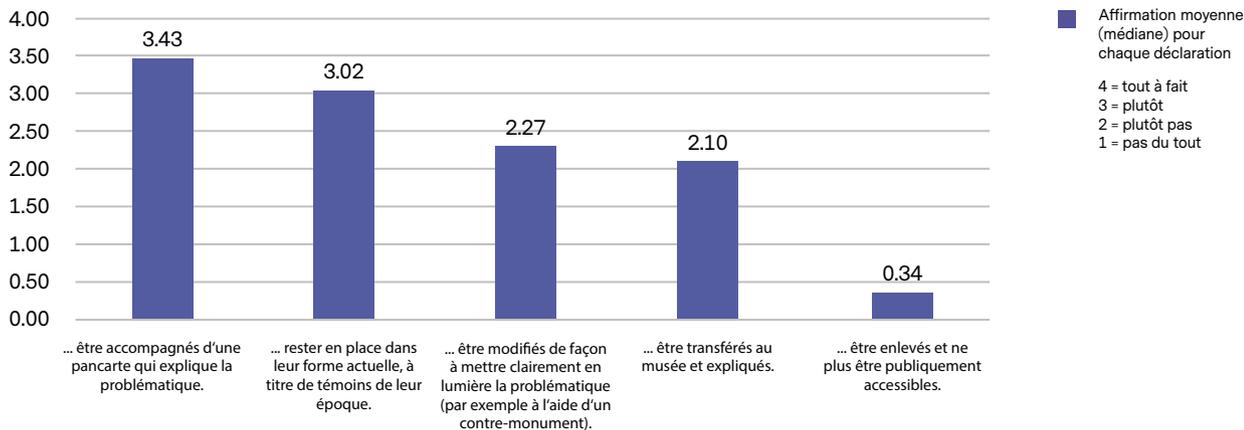


Figure 2 : Certains monuments commémorent des personnes dont la pensée n'est plus acceptée par la société actuelle. Que doit-on en faire ?

Qui devrait être impliqué dans le processus de prise de décisions relatives aux monuments ? (N = 250)

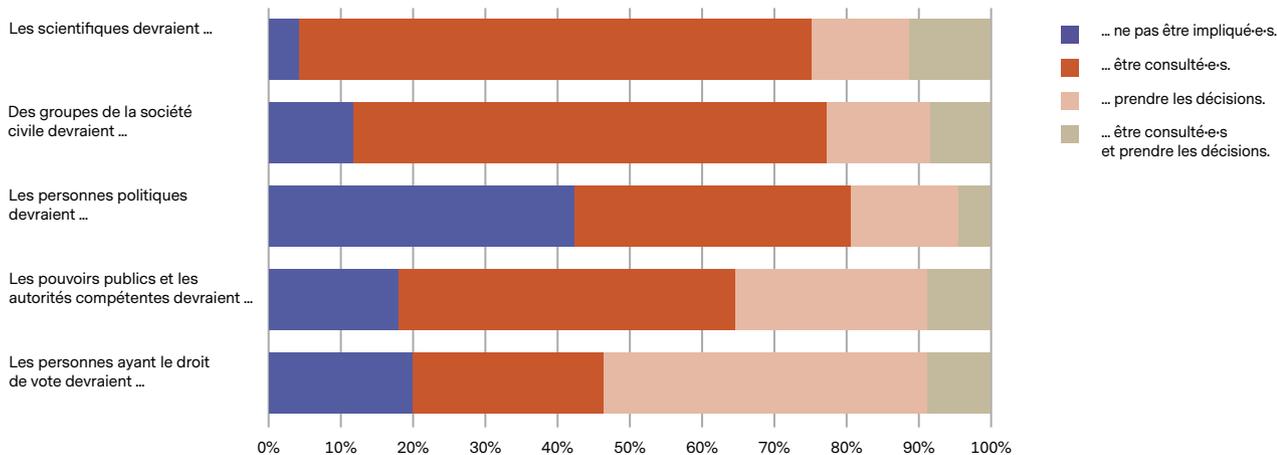


Figure 3 : Qui devrait être impliqué dans le processus de prise de décisions relatives aux monuments – et comment ? (Choix multiple)

La plupart des suggestions concernaient des monuments commémoratifs pour des individus (46 %), suivis par des groupes de personnes (17 %), des événements (14 %), des idées ou des concepts (12 %), des organisations (7 %), des mouvements (3 %) et des animaux (1 %)¹.

Et qui devrait en décider ?

En juin 2021, le Conseil des États s'est prononcé en faveur d'un « lieu de commémoration en Suisse des victimes du national-socialisme ». Cependant, selon la majorité des participant-e-s à l'enquête, les politiques ne devraient jouer aucun rôle (43 %) ou seulement un rôle consultatif (36 %) dans ces décisions. Les scientifiques (71 %) et les groupes de la société civile (65 %) devraient également jouer un rôle consultatif. En revanche, la compétence décisionnelle en matière de monuments devrait incomber en premier lieu aux électeurs et électrices et aux offices et autorités responsables. De manière générale, les personnes interrogées semblent favorables à des processus décisionnels participatifs auxquels contribuent diverses voix. Seule une minorité était totalement opposée à ce que chaque groupe mentionné joue un rôle actif en matière de décisions relatives aux monuments. (Figure 3)

●
Christina Graf est coresponsable de la communication au sein de l'ASSH.



À propos du sondage

Le sondage sur les monuments fait partie du projet en ligne de l'ASSH « Penser un mo(nu)ment! ». Trois cent trente-quatre personnes y ont participé, dont 60 en français et 274 en allemand. La majorité des participant-e-s (67 %) ont entre 20 et 59 ans, sont de sexe masculin (65 %) et viennent de la région de Zurich (24 %) ou du Plateau (24 %). Le deuxième groupe d'âge le plus fréquent est celui des plus de 60 ans (23 %). Quatre-vingts pour cent des participant-e-s ont une formation professionnelle supérieure ou un diplôme universitaire comme plus haut niveau d'éducation atteint.

Une évaluation plus détaillée de toutes les questions ainsi que les données brutes pour une utilisation ultérieure par des tiers sont disponibles sur le site Internet du projet : <https://penser-un-monument.ch>.

1 Une catégorisation claire dans l'évaluation n'a pas toujours été possible, c'est pourquoi les proportions correspondent plutôt à une estimation.



Charlie Chaplin in «Modern Times» (1936).

Spotlight

Wider das Gefühlsbashing. Eine philosophische Verteidigung der Emotion

Peggy H. Breitenstein

Gefühlte Wahrheiten, post-faktische Politik: die Emotion sieht sich heftigen Vorwürfen ausgesetzt. Zu Unrecht.

Etwa zeitgleich mit Donald Trumps Einzug ins Weisse Haus haben sich eigentümlich widersinnige Reden im politischen Diskurs eingenistet. Paradoxe Formulierungen wie «alternative Fakten», «postfaktische Politik», «Postwahrheit» führen ernsthafte Zweifel daran an, dass über Tatsachen und Tatsachenwahrheiten eigentlich nicht gestritten werden kann. Zugleich wird diesem Zweifel auch vehement widersprochen. Dabei jedoch geraten immer wieder die Gefühle beziehungsweise Emotionen in den Fokus, wird ihnen doch die Schuld an der Verwirrung zugeschrieben. Das Politische werde «emotionalisiert» und Wahrheiten nur noch «geföhlt», heisst es.

Das Gefühlsbashing findet sich sowohl im politischen wie auch im wissenschaftlichen Diskurs. Und es passt auch allzu gut zur uns vertrauten *aufgeklärten* Tradition, zu unserem ungebrochenen Glauben an die Vernunft sowie die schlagende Kraft und Durchsichtigkeit vernünftiger Argumente. Meiner Diagnose zufolge liegt die Ursache der Ver(w)irrung hingegen im Verstand. Genauer im Versäumnis einer verantwortungsvollen und differenzierten Begriffsverwendung, die mit der Unterlassung einhergeht, zwischen Meinung und Manipulation, Tatsachen und Tatsachenwahrheiten zu unterscheiden. Um Gefühlen ihren angemessenen Ort im Diskurs zu sichern, bedarf es daher zunächst einer genaueren Begriffsklärung.

Fakten als «das von Menschen Gemachte»

Eine recht klare und überzeugende Unterscheidung von Tatsachen, Tatsachenwahrheiten und Meinungen findet sich in Hannah Arendts berühmtem Vortrag «Wahrheit und Politik». Als *Tatsachen* beziehungsweise *Fakten* bezeichnet Arendt dort im ganz wörtlichen Sinne das von Menschen Gemachte, die Ergebnisse menschlicher Tätigkeiten, in diesem Sinne «Facta» (der Plural des substantivierten Partizips von lateinisch «facere»). Da Menschen nie allein leben, handelt es sich bei diesen Tatsachen zugleich um elementare Sachverhalte oder Ereignisse der sozialen Welt, des «menschlichen Zusammenlebens und -handelns». Dazu gehören auch elementare geschichtliche Ereignisse, wie der Generalstreik in der Schweiz im November 1918 oder der Mauerfall am 9. November 1989. Über diese kann es keine Uneinigkeit geben: Sie sind, wie sie sind, «in einer nackten, von keinem Argument und keiner Überzeugungskraft zu erschütternden Faktizität».¹

Diese Tatsachen sind allerdings darauf angewiesen, festgehalten und erinnert zu werden. Dies geschieht mittels *Tatsachenwahrheiten*, worunter Hannah Arendt einfache behauptende Aussagen versteht, mit denen lediglich ausgesprochen wird, was war oder ist, also zum Beispiel: «Am 7. Februar 1971 nahmen die Schweizer Stimmbürger das Frauenstimmrecht auf Bundesebene an.» Oder: «Am 20. Januar 2017 wurde Donald Trump als 45. Präsident der USA vereidigt.»

Die grosse Schwäche von Tatsachenwahrheiten

Dass sie auf diese Bezeugung, Fixierung und Artikulation angewiesen sind, begründet Arendt zufolge aber auch die Prekarität von Tatsachenwahrheiten: Anders als *Vernunftwahrheiten*, zum Beispiel mathematische oder logische Wahrheiten, die zeitlos gelten und beliebig oft *wiederentdeckt* werden können, unterliegen Tatsachen der Gefahr, vergessen oder gar verleugnet zu werden. Sie verschwinden, wenn es keine Zeugen oder Zeugnisse (Dokumente, Urkunden et cetera) gibt oder keine Menschen, die ihnen glauben. Ihr Verschwinden wiederum ist so fatal, weil sie der Boden des Politischen sind, beziehungsweise «die eigentliche Beschaffenheit des Politischen aus[machen]».

Von den elementaren Tatsachenwahrheiten unterscheidet Arendt ihre Einbindung oder *Verstrickung in Geschichten*, die selbst immer von spezifischen Perspektiven aus erzählt werden und von *Interpretationen* abhängig sind. In diesen Zusammenhängen haben Tatsachenwahrheiten eine «Vetomacht», wenn sie verbürgt sind und sich daher mit ihnen offensichtlich falsche Darstellungen der Fakten, oder Geschichten, korrigieren lassen.

Meinungsbildung dient dazu, Situationen zu begreifen und mit ihnen umzugehen

Von Tatsachenwahrheiten und auch Interpretationen wiederum sorgsam zu unterscheiden, sind Arendt zufolge *Meinungen*. Meinungen heissen bei Hannah Arendt nicht einfach alle möglichen subjektiven Ansichten. Ihr Meinungsbegriff beruht darauf, dass der Mensch zu einem und demselben Sachverhalt verschiedene Einstellungen einnehmen kann und dass sich dabei auch die mit entsprechenden Urteilen verbundenen kognitiven Fundierungen ändern.

So sind Arendt zufolge also nicht Tatsachen selbst in ihrer nackten Faktizität Gegenstände von Meinungen, sondern Fragen danach, welche Perspektiven zur angemessenen Beschreibung konkreter Situationen berücksichtigt werden müssen, welche Analysen adäquat sind, welche Prinzipien (Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit?) leitend für alle oder die meisten Beteiligten sein können, welche praktischen Lösungen gut und auch machbar sind.

Hier geht es darum, dass Menschen sich wechselseitig von wohlbegründeten Meinungen zu überzeugen versuchen müssen und dass Meinungen an Überzeugungskraft gewinnen, je mehr Menschen mit ihnen übereinstimmen können.

1 Hier und in allen Zitaten beziehe ich mich auf Arendt (1994¹), S. 327–370.

Die blinden Flecken der Vernunft: das Politische braucht Emotionen



« décodage » – Blog der SAGW

Dieser Text ist eine gekürzte und angepasste Version eines zuvor auf praefaktisch.de publizierten Textes. Er erschien in überarbeiteter Form am 29. Juli 2021 im SAGW-Blog «décodage». Die Redaktion hat diesen Beitrag aus mehreren Texten zur Republikation ausgewählt. www.sagw.ch/blog

Was hat das wiederum mit Gefühlen oder Emotionen zu tun? Hannah Arendt zufolge wohl nichts. Sie vertritt sogar die Ansicht, dass Politik und Emotion in einem destruktiven Verhältnis zueinanderstehen.² Vernunft und Emotion müssen einander aber nicht dergestalt feindlich gegenüberüberstehen: Im Politischen spielen sie in meinen Augen in mindestens dreierlei Hinsicht eine zentrale und gleichwohl auch kontrollierbare Rolle.

Erstens ist politisches Handeln und Engagement ohne Enthusiasmus nicht möglich, das heisst ohne die Überzeugung von Menschen, dass die gemeinsame Welt eine bessere werden kann, wenn sie sich für ihre Ideale der Gerechtigkeit oder Freiheit einsetzen und ihre Praxis an ihnen orientieren. Gefühlte Leidenschaft ist die Motivationskraft eines Handelns, das keinen äusseren Zwecken folgt und nicht dem Herstellungsmodell des Tätigseins entspricht.

Zweitens ist auch das Bedenken der Pluralität der vielen Anderen nicht möglich ohne ein gefühlbasiertes Interesse an ebendiesen. Vernunft vermag das nicht zu begründen. Vereinfacht ausgedrückt gibt die Vernunft weder einen Grund, andere überhaupt als je eigenartige Mitmenschen anzusehen. Noch gibt sie einen Grund, mit anderen zu leben und das Zusammenleben auch auszuhalten, wenn es schwierig wird.

Drittens schliesslich gibt es ohne Gefühle keinen Widerstand: weder gegen Grausamkeit, noch gegen Ungerechtigkeit, noch gegen Unrecht. Es gibt eine aufschlussreiche Stelle in der Dialektik der Aufklärung, an der Horkheimer und Adorno auf eine überzeugende Kritik gegen jeden falschen, weil einseitigen Vernunftglauben aufmerksam machen. Gerade die «dunklen Schriftsteller des Bürgertums» – gemeint sind beispielsweise Friedrich Nietzsche und Donatien Alphonse François de Sade – hätten auf blinde Flecken der Vernunft aufmerksam gemacht, darunter auch auf die «Unmöglichkeit, aus der Vernunft ein grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen».³

Nicht zuletzt deshalb sollten wir die Gefühle vor erneuten Angriffen bewahren: mit dem Wissen um richtige Unterscheidungen und Angemessenheit.

Literatur

- Arendt, Hannah (1994¹): Wahrheit und Politik, in: Zwischen Vergangenheit und Zukunft, München.
- Arendt, Hannah (1994²): Über die Revolution, München.
- Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno (1987): Dialektik der Aufklärung, in: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften 5, Frankfurt am Main.

Zur Autorin

Peggy H. Breitenstein lehrt und forscht am Institut für Philosophie der Friedrich-Schiller-Universität Jena vor allem zu Fragen philosophischer Gesellschaftskritik und versucht sich immer wieder an Vermittlungen zwischen zivilgesellschaftlichen Initiativen und akademischer Philosophie.



2 Siehe v. a. Arendt (1994²), Kap. 2.

3 Horkheimer/Adorno (1987), S. 141f.

Carte blanche

Flexibler fördern

Nationale Forschungsschwerpunkte und die Sozial- und Geisteswissenschaften

Sandro Cattacin

Vor zwanzig Jahren wurde vom Bundesrat ein neues Forschungsinstrument eingeführt: Die Nationalen Forschungsschwerpunkte (NFS). Die Bilanz der Sozial- und Geisteswissenschaften in diesem Instrument ist zwiespältig. Rein quantitativ wurden diese im Vergleich mit den Life Sciences, den Natur- und Technikwissenschaften nur marginal gefördert. In Anbetracht der grossen Anstrengungen vieler Teams aus den Sozial- und Geisteswissenschaften, kompetitive Projekte zu unterbreiten und den spärlichen Ergebnissen, fragten wir uns vor einigen Jahren gar, ob die Logik der NFS mit der Logik unserer Disziplinen vereinbar ist und ob es nicht besser wäre, andere Instrumente für die Sozial- und Geisteswissenschaften zu entwickeln.

Aus heutiger Sicht wäre dies ein Fehler gewesen. Denn im Kontrast zu der bescheidenen Unterstützung der Sozial- und Geisteswissenschaften steht deren zentrale Bedeutung für die Wirtschaftskraft und die Regierungsfähigkeit der Schweiz.

Qualitativ betrachtet, waren und sind die Projekte, die schlussendlich als NFS gefördert wurden, Meilensteine in der internationalen Forschungslandschaft. Um nur drei davon anzuführen: *Lives* (2010–2021) setzt die Genfer Tradition der Lebenslaufforschung fort und ist heute eine internationale Referenz; *On the move* (2014–2021) setzt an der Vorarbeit des Schweizerischen Forums für Migrations- und Bevölkerungsstudien an und ist ein Zentrum im internationalen Netzwerk der Migrationsforschung; *Iconic Criticism* (2005–2017) hat frühzeitig erkannt, wie Bilder unsere Gesellschaft formen und etablierte weltweit eine neue Sicht auf die Welt der Medien und der Kommunikation.

Diese Erfolge zeigen, dass die sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung in der Schweiz durchaus auch international hohe Anerkennung findet – und durch ein NFS gefestigt werden kann. Doch gibt es in der aktuellen Förderlogik der NFS Aspekte, die mit den Eigenheiten der Geistes- und Sozialwissenschaften wenig kompatibel

sind. Ein wichtiger Punkt betrifft die Grösse der NFS. Viele Forschungsstränge in unseren Disziplinen sind kleineren Umfangs als die NFS erfordern. Dies führt dazu, dass die NFS viele kleinere Kompetenzzentren, die nicht die 16 bis 20 Millionen, sondern vielleicht nur acht oder zehn Millionen benötigen, schlicht übersehen. Kleinere Projekte benötigen indes nicht weniger Zeit als Grossprojekte. Eine Förderung von bis zu zwölf Jahren, wie sie die NFS gewährleisten, würde vermutlich auch mit weniger Ressourcen vielen anderen Projekten zu internationalem Durchbruch verhelfen.

Netzwerke gegenüber Zentren stärken

Ein weiterer problematischer Punkt in der Logik der NFS sind die bestehenden Territorialisierungen, die insbesondere der Sozial- und Geisteswissenschaften kaum zum Vorteil gereichen. Die Lehrstühle zu Spezialgebieten sind im ganzen Land verteilt und selten an einem Ort konzentriert. Die Fachgesellschaften mit ihren Untergruppen spiegeln diese Realität der territorialen Verteilung von Kompetenzen wider, was vielmehr für nationale Kompetenznetzwerke als für Zentren spricht. Kompetente Teams setzen sich in aller Regel interuniversitär zusammen. Über eine geeignete Förderung könnten solche Netzwerke – und somit ganze Wissensgebiete – gestärkt werden. Davon würde die Forschungslandschaft Schweiz mit ihren vielen universitären Einrichtungen insgesamt profitieren. Nicht zuletzt würden kleinere Universitäten an Attraktivität gewinnen und sich nicht noch mehr von den grösseren Universitäten entfremden.

Die NFS sind ein wichtiges Instrument der Förderung von Forschung. Das steht ausser Zweifel. Eine Flexibilisierung in der Logik der Förderung über die NFS ist jedoch notwendig, damit es auch Sozial- und Geisteswissenschaften in der Schweiz gelingt, ihrer Rolle als Orientierungsgeber gerecht zu werden.

Zum Autor

Sandro Cattacin ist Professor für Soziologie an der Universität Genf. An dieser Stelle äussert er sich zu Fragen der Forschungspolitik und des Wissenschaftssystems.



DOSSIER

EDIEREN ÉDITER

- 24 **Vorschau**
- 25 **Akademien und ihre Editionen – eine lange Geschichte**
Beat Immenhauser
- 28 **Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editionswissenschaften 2.0 in der Schweiz**
Tobias Hodel
- 32 **Der lange Weg von den Quellen zur Edition – oder: Wozu braucht es kritische Editionen?**
Philipp Roelli
- 37 **Éditer le Nouveau Testament à l'heure du numérique**
Claire Clivaz
- 41 **Bildessay**
Beat Brogle
- 48 **Musik ohne Noten. Wie Musikedition neu gedacht werden kann**
Joachim Iffland, Rebecca Grotjahn
- 52 **Editionslandschaft Schweiz. Eine Tour d'Horizon**
Heinz Nauer
- 61 **Eine Welt voller Geschichten. Editionen mittelalterlicher Exempel-Sammlungen**
Julia Burkhardt
- 66 **Edieren ohne Ende? Editionen im Wandel am Beispiel der 200-jährigen Geschichte der Monumenta Germaniae Historica**
Claudia Zey
- 70 **Worte zur Wissenschaft**
Martin Hannes Graf
- 72 **Privatbibliotheken, Lesespuren und die Autorvorstellungen ihrer Interpreten**
Tobias Brücker
- 76 **De l'édition numérique à l'édition du numérique**
Isaac Pante

Vorschau

Edieren: Geisteswissenschaften im digitalen Wandel

Heinz Nauer

Die digitalen Geisteswissenschaften haben seit geraumer Zeit an Relevanz für die moderne Editionswissenschaft und die Textkritik gewonnen und sind aus der Editionslandschaft nicht mehr wegzudenken. Die technische Entwicklung muss indes von einer kritischen Reflexion begleitet werden, keinesfalls um die Entwicklung zu bremsen, sondern um deren Auswirkungen auf Editionsprojekten produktiv zu nutzen.

Das Dossier «Edieren | Éditer» versammelt in diesem Sinne Texte von Autorinnen und Autoren, die sich aus unterschiedlicher Warte mit der wissenschaftlichen Technik des Edierens befassen. Konkreter Anlass für das Dossier ist erstens die Übernahme von acht langfristigen Editionsprojekten vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) durch die SAGW im Jahr 2021 (siehe Seiten 54-60) und zweitens der sich international vollziehende Rückzug der grossen Förderinstitutionen aus der Finanzierung des Editionswesens, wie ihn in der Schweiz 13 Fachgesellschaften Ende Juni in einem offenen Brief an den SNF kritisierte. Es sei «unverständlich, weshalb sich der SNF von dieser zentralen Form der Grundlagenforschung verabschieden» wolle, heisst es im Brief, zumal aktuelle Editionsprojekte nachweislich «hervorragende Katalysatoren für die Forschung» seien.

Die zwölf Beiträge im vorliegenden Dossier decken ein breites Spektrum ab, von der Philologie über die Geschichte und die Musik- bis zu den Kulturwissenschaften. Sie leuchten die Geschichte, Definitionen und Potenziale wissenschaftlichen Edierens aus, befassen sich aber auch mit den Grenzen und den noch ungelösten Herausforderungen. Sie tragen so auch zur schwelenden Diskussion darüber bei, wie geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung im 21. Jahrhundert zu fördern, zu organisieren und in nachhaltiger Weise umzusetzen ist.

Éditer : les sciences humaines en mutation

Depuis un certain temps, les humanités numériques ont gagné en pertinence pour les sciences modernes de l'édition et la critique textuelle, et il n'est plus possible d'imaginer le paysage de l'édition sans elles. Toutefois, le développement technique doit s'accompagner d'une réflexion critique, non pas pour freiner l'évolution, mais pour utiliser de manière optimale ses implications sur les projets d'édition.

Dans cette perspective, le dossier « Edieren | Éditer » du Bulletin rassemble des textes d'auteur-e-s qui traitent sous différents angles de la technique scientifique de l'édition. Le point de départ de ce dossier est, d'une part, le transfert de huit projets d'édition à long terme du Fonds national suisse (FNS) à l'ASSH en 2021 (voir pages 54-60) et, d'autre part, le fait, observable au niveau international, que les grandes institutions d'encouragement se retirent du financement des projets d'édition, comme l'ont critiqué en Suisse treize sociétés spécialisées dans une lettre ouverte adressée fin juin au FNS. La lettre indique qu'il est incompréhensible que le FNS veuille mettre un terme à cette forme centrale de la recherche fondamentale, d'autant plus qu'il est avéré que les projets d'édition actuels sont d'excellents catalyseurs de la recherche.

Les douze contributions de ce dossier couvrent un large spectre disciplinaire allant de la philologie à l'histoire, en passant par la musicologie et les études culturelles. Elles éclairent l'évolution, les définitions et le potentiel de l'édition scientifique, mais abordent également ses limites et les défis qu'il reste encore à relever dans ce domaine. Elles participent ainsi au débat latent sur la manière dont la recherche fondamentale en sciences humaines doit être promue, organisée et mise en œuvre durablement au XXI^e siècle.

Akademien und ihre Editionen – eine lange Geschichte

Beat Immenhauser

Wissenschaftsakademien spielen seit langem eine wichtige Rolle bei der Förderung von Langzeitprojekten. Bei der SAGW reicht diese Tradition bis in die 1960er-Jahre zurück. Mit der Übernahme von acht langfristigen Editionen vom Schweizerischen Nationalfonds wird sie nun nochmals bestärkt.

Das Engagement für längerdauernde Vorhaben kann als ureigenes Betätigungsfeld der ansonsten so unterschiedlich verfassten europäischen Wissenschaftsakademien bezeichnet werden.¹ Zwar wurde die mit annähernd 300 Jahren Bearbeitungszeit bis heute am längsten dauernde Edition, die Mitte des 17. Jahrhunderts begonnene Sammlung der «Acta Sanctorum» über frühchristliche und mittelalterliche hagiografische Quellen, nicht von einer Akademie, sondern von der den Jesuiten nahestehenden *Société des Bollandistes* herausgegeben. Andere, im 19. oder 20. Jahrhundert in Angriff genommene Grossprojekte wie die Leibniz-Edition, die Urkundenregesten der römisch-deutschen Könige und Kaiser («Regesta Imperii») oder die «Akademieausgabe» der Werke Immanuel Kants wurden und werden hingegen von Akademien getragen.

Auch in der Schweiz gibt es langfristige Engagements der Akademien für Editionen: Ein frühes Beispiel ist die Herausgabe der Schriften und des Briefwechsels des Mathematikers Leonhard Euler (1707–1783) ab 1907 durch die damalige Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (heute Akademie der Naturwissenschaften Schweiz SCNAT) – ein Unternehmen, das nach über 100 Jahren eben erst abgeschlossen worden ist.²

Die grosse Bedeutung der Editionsförderung durch Akademien lässt sich anhand des Portals *A European Gateway for the Academies of Sciences and Humanities (Agate) belegen*, das laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte der Akademien in Deutschland und der Schweiz erfasst. Von den gegenwärtig 345 verzeichneten Projekten werden die Hälfte (172 oder 49,9 Prozent) als Editionen bezeichnet.³ Von diesen 172 Projekten sind 81 abgeschlossen und 91 noch in Bearbeitung, was als Ausdruck einer nach wie vor aktuellen Fördertätigkeit langfristiger Projekte betrachtet werden kann. Inhaltlich und von ihrer Präsentationsform ist das Spektrum der Editionen sehr gross: Es reicht von klassischen Texteditionen in Buchform bis zu rein digitalen Ausgaben und umfasst verschiedenste Disziplinen.

Engagement für Langzeitprojekte der SAGW reicht bis in die 1960er-Jahre zurück

Das Engagement der SAGW für Langzeitprojekte, darunter auch Editionen, hat ebenfalls eine längere Tradition und reicht in die 1960er-Jahre des 20. Jahrhunderts zurück, als die Akademie (damals noch Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft) zur Betreuung und Begleitung von Wörterbuch-Projekten, Thesauri und wissenschaftlichen Werkausgaben verschiedene Kuratorien gründete oder von anderen Trägerorganisationen übernahm.⁴ Weitere Langzeit-

1 Ein Überblick zu den Aufgaben von Wissenschaftsakademien gibt Hirschi (2017).

2 Weitere Angaben siehe: <https://euler.scnat.ch/de> (zuletzt konsultiert 15.10.2021).

3 Portal Agate: <https://agate.academy/> (zuletzt konsultiert 15.10.2021).

4 Zur Förderung von Langzeitprojekten bei der SAGW siehe Gisler (2021), S. 81–83, 114–119.

projekte wurden in den 1980er- und 1990er-Jahren gegründet oder ebenfalls übernommen, darunter die vier Nationalen Wörterbücher, die damals bereits auf eine Geschichte von 80 bis mehr als 100 Jahren zurückblicken konnten.

In der Editionenförderung kam es jedoch erst jüngst zu einer grossen Veränderung: 2021 hat die SAGW vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) nach fast zehnjähriger Vorbereitungszeit die vollständige finanzielle Zuständigkeit für acht langfristige Editionen übernommen (siehe S. 54-60 in diesem Heft).⁵ Die Auswahl dieser Editionen war das Ergebnis einer umfassenden Evaluation der durch den SNF finanzierten laufenden und geplanten Editionen im Jahr 2016. Die zur SAGW transferierten Editionen mussten wissenschaftlich exzellent und zudem von strategischer Bedeutung für eine oder mehrere Disziplinen sein sowie Open-Science-Kriterien erfüllen.

Aufgabenteilung zwischen Nationalfonds und SAGW

Mit diesem Transfer von Projekten von der einen zur anderen Förderorganisation ist auch eine Aufgabenteilung verbunden. Während der SNF weiterhin für kurzfristigere Editionsprojekte mit einer Laufzeit von bis zu zehn Jahren zuständig ist, übernimmt die SAGW langfristige Projekte mit deutlich längeren Bearbeitungszeiten, jeweils nach Ablauf der ersten zehn Jahre. Ausschlaggebend für diese Aufgabenteilung sind vor allem unterschiedliche Anforderungen an die Evaluation und Qualitätssicherung: Eine Edition mit kürzerer Laufzeit oder in den ersten Jahren ihres Bestehens muss sich in der kompetitiven Forschungsförderung durchsetzen, wozu der SNF über die notwendigen Evaluationsinstrumente und Gremien verfügt.

Nach dieser ersten Konsolidierung treten längerfristig angelegte Editionen in eine zweite Phase, bei der es aus der Sicht der Förderorganisation darum geht, ein Projekt zu begleiten, dessen Finanzierung auf der Basis regelmässiger Evaluationen zu beantragen und letztlich zu einem guten Ende gemäss Projektplanung zu bringen, wofür wiederum die SAGW über entsprechende Kompetenzen verfügt. Die Aufsichtspflicht wird von einem Board von je zwei Vertretungen von SNF und SAGW wahrgenommen. Dieses Gremium ist auch für die Evaluation der Mehrjahresplanungen der

acht Editionsprojekte zuständig. Dabei können auch Schwerpunkte gesetzt werden wie etwa die Erfüllung der internationalen Fair-Kriterien, die das Teilen von Daten im Blick haben, oder die langfristige Verfügbarkeit der Daten.⁶ Auf der Grundlage dieser Planungsdokumente, die auch eine Abschlussplanung beinhalten, reicht die SAGW entsprechende Finanzanträge beim Bund für die jeweils anstehende BFI-Botschaft ein.

Neue Editionsprojekte haben einen schweren Stand

Für die acht zur SAGW transferierten Editionen bestehen damit günstige Rahmenbedingungen. Andere Editionsprojekte und insbesondere neue Vorhaben haben hingegen gegenwärtig einen etwas schwereren Stand. So hat der SNF aufgrund einer ressourcenbedingten Verzichtsplanung beschlossen, in der Periode 2021–2024 keinen neuen Call für Editionen zu lancieren.⁷ Es bleibt zu hoffen, dass dies in der nächsten Periode 2025–2028 geschehen kann. Denn jede Generation von Forscherinnen und Forschern sollte die Gelegenheit haben, eigene Schwerpunkte zu setzen. Als unverzichtbare Grundlagen für weitere Forschungen gilt dies insbesondere auch für neue Editionen. Die SAGW und weitere Organisationen aus dem Kreis der betroffenen Fachgesellschaften werden sich dafür einsetzen.

●

5 Übernommen wurden folgende Editionen: Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Karl Barth; Basler Edition der Bernoulli-Briefwechsel; Historisch-kritische Jeremias Gotthelf-Edition; Johann Caspar Lavater, historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen; Kritische Robert Walser-Ausgabe; Anton Webern Gesamtausgabe; Katalogisierung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften in kleinen und mittleren Sammlungen der Schweiz. Weitere Angaben zu den Editionen auf der Website der SAGW: www.sagw.ch/infrastrukturen.

6 Vgl. Dängeli/Stuber (2020).

7 Aktionsplan 2021–2024 des SNF (online unter www.snf.ch abrufbar, zuletzt konsultiert 15.10.2021); neun bisherige Editionen finanziert der SNF weiterhin, wofür 2021–2024 sieben Millionen Franken gesprochen wurden. Zusammen mit den knapp 13 Millionen Franken, welche die SAGW für die Finanzierung der acht transferierten Editionen zur Verfügung hat, wenden die beiden Förderorganisationen in der laufenden Periode 20 Millionen Franken für geisteswissenschaftliche Editionen auf.

Résumé

L'engagement dans le domaine des projets à long terme peut être décrit comme la chasse gardée des académies des sciences européennes, dont les structures sont par ailleurs très diverses. De nombreux projets de grande envergure lancés au XIX^e ou au XX^e siècle ont été et sont toujours soutenus financièrement par les académies. L'engagement de l'ASSH dans des projets à long terme, y compris des éditions, a également une longue tradition et remonte aux années 1960, lorsque l'Académie a créé ou pris en charge divers curatoriums. D'autres projets à long terme ont également été fondés ou repris par l'ASSH dans les années 1980 et 1990.

En ce qui concerne l'encouragement des éditions, un changement majeur n'est toutefois intervenu que récemment : en 2021, après presque dix ans de phase préparatoire, l'ASSH a repris du Fonds national suisse (FNS) l'entière responsabilité financière de huit éditions à long terme (voir pp. 54-60 dans ce numéro). Ce transfert de projets d'un organisme de financement à l'autre s'accompagne d'une répartition des compétences. Le FNS continue de s'occuper des projets d'édition à court terme, d'une durée maximale de dix ans, tandis que l'ASSH est en charge des projets à plus long terme, dans tous les cas après l'expiration des dix premières années.

Pour les huit éditions transférées à l'ASSH, les conditions cadres sont donc favorables. En revanche, les autres projets d'édition, et surtout les nouveaux projets, connaissent actuellement des difficultés. Le FNS a en effet décidé de ne pas lancer de nouvelle mise au concours pour la période 2021-2024. Il faut espérer qu'un nouvel appel pourra être lancé au cours de la prochaine période 2025-2028. Chaque génération de chercheurs et chercheuses devrait en effet avoir la possibilité de fixer ses propres priorités. L'ASSH et d'autres organisations parmi les sociétés membres concernées par la problématique œuvreront pour que cela puisse être le cas.

Literatur

- Dängeli, Peter und Martin Stuber (2020): Nachhaltigkeit in langjährigen Erschliessungsprojekten. FAIR-Data-Kriterien bei Editions- und Forschungsplattformen zum 18. Jahrhundert, in: xviii.ch. Schweizerische Zeitschrift für die Erforschung des 18. Jahrhunderts 11, S. 34–51. <https://doi.org/10.24894/2673-4419.00004>.
- Gisler, Monika (2022): Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Basel. <https://doi.org/10.24894/978-3-7965-4421-7>.
- Hirschi, Caspar (2017): «Akademie», in: Sommer, Marianne, Staffan Müller-Wille und Carsten Reinhardt (Hg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart, S. 211–224. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05347-3_19.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5596416>

Zum Autor

Beat Immenhauser ist stellvertretender Generalsekretär der SAGW und dort unter anderem für die Betreuung der Editionen und Langzeitprojekte zuständig.
ORCID des Autors:
<https://orcid.org/0000-0002-3465-1798>



Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editions-wissenschaften 2.0 in der Schweiz

Tobias Hodel

Das World Wide Web besteht seit mehr als 30 Jahren – doch noch heute wandeln sich die digitalen Möglichkeiten, aber auch Infrastrukturen und Hardwarekomponenten fast täglich. Für digitale Editionen, die sich zudem am Verhalten und den Ansprüchen der Nutzerinnen und Nutzer orientieren sowie nachhaltig verfügbar sein wollen, sehen sich einer Vielzahl von Herausforderungen gegenüber. Dennoch gibt es gute Gründe, optimistisch in die Zukunft des Editionswe- sens zu blicken.

Editionen gehören zu den zentralen und auch lang- lebigen Forschungsergebnissen der Geisteswissenschaften. Historische Editionen aus dem 19. Jahrhundert werden in den Geisteswissenschaften – aller Unzulänglichkeiten und Probleme zum Trotz – noch immer und gerne neben neueren Zugriffsformen verwendet, um niederschwellig Zugriff auf Texte und Dokumente aus der Vergangenheit zu bekommen. Die Edition in Buchform oder als Abdruck in einer Zeitschrift hat sich dabei zum «Goldstandard» entwickelt, um Texte zu verstehen und einzuordnen. Die Namen der herausgeben- den Editorinnen und Editoren bilden dabei ein Gütesiegel, das teilweise durch die Publikation in grossen Sammlungen oder Buchreihen noch erweitert wird. Durch die Edition er- halten Texte eine Festigkeit, die auch durch die Stürme der verschiedenen (*Cultural*) *turns* – die nicht zuletzt die Festig- keit von Texten und Interpretationsvorgängen bei der Lektü- re infrage stellten – Bestand haben und ihren Wert und ihre Wichtigkeit schon seit Jahrhunderten beweisen.

Schweiz legte Schalter erst nach der Jahrtausend- wende um

Editionen sind offen für die vielseitigen Anforderun- gen der Digitalisierung. Dies mag zunächst kontraintuitiv er- scheinen, ist aber eine Tatsache. Die Digital Humanities, die in den 00er-Jahren aus dem «Humanities Computing» ent- wuchsen, verdanken ihre Daseinsberechtigung auch dem Schub der digitalen Edition. Noch heute ist das Feld der Di- gital Humanities eng mit den interdisziplinären Diskussionen verwachsen, die in Editionsprojekten geführt werden. Das Urprojekt der Digital Humanities, die in den 1950er-Jahren vom italienischen Jesuitenpater Roberto Busa geschaffene Konkordanz der Schriften von Thomas von Aquin, kann auch als Edition (oder zumindest als Vorstufe davon) verstanden werden. Bereits in den 1980er-Jahren wurde die *Text En- coding Initiative* gegründet, mit dem Ziel digitalaffine mit editionsphilologisch und -historisch versierten Menschen zusammenzubringen, und so eine gemeinsame Sprache der digitalen Edition zu definieren und zu nutzen.

Die Schweiz fand sich in den damaligen Bewegungen eher in einer Beobachterposition wieder. Das blieb, abgese- hen von ein paar vereinzelt Workshops, noch bis Ende der 1990er-Jahre so. Der Schalter in Richtung digitale Transfor- mation wurde erst im neuen Jahrtausend umgelegt. Die viel- leicht erste Edition in der Schweiz, welche die Publikation ei- ner Website und damit verbunden den Zugriff auf die eigene Datenbank über das World Wide Web wagte, war Dodis (Dip- lomatische Dokumenten der Schweiz, damals noch mit dem

Kürzel DDS).¹ Diesem Schritt folgten weitere Projekte, 2006 etwa das Historische Lexikon der Schweiz.² Damit war nicht nur das Thema der digitalen Edition, sondern auch ein Bedürfnis nach Vernetzung in den Editionszielen der Schweiz angekommen, das seitdem eine zentrale Rolle spielt.³

Hohe Erwartungen an digitale Editionen

Die digitale Transformation führt auch zu neuen Überlegungen zentraler Konzepte. Was genau eine Edition als Text versteht, wurde ebenso umfassend diskutiert (Abbildung 1), wie Fragen zur Granularität von Informationen, also beispielsweise wie genau ein Zitat referenziert oder wie mit weiterführenden Informationen (zentraler) Personen umgegangen wird. Dabei wurde je nach Ausrichtung der Edition die visuelle Nähe zum Druck gesucht, oder aber in der Auf-

bereitung und Einbettung weiterführender Informationen ein bewusster Bruch und eine Transformation des Mediums «Edition» im Digitalen umgesetzt. Griffige Argumente finden sich für ganz unterschiedliche Vorgehensweisen und insbesondere grössere Editionsunternehmen setzen bislang auf die hybride Publikation, die eine Konsultation im Netz *und* im Druck ermöglicht.

Die neuen Gepflogenheiten in der Nutzung, die sich nicht zuletzt bei Studierenden manifestieren, zwingen aber mittlerweile zu einer Bevorzugung digitaler Publikationswege. Digitale Editionen haben das Potenzial Erwartungen zu befriedigen, wie es gedruckte Werke nicht imstande wären. Drei Beispiele:

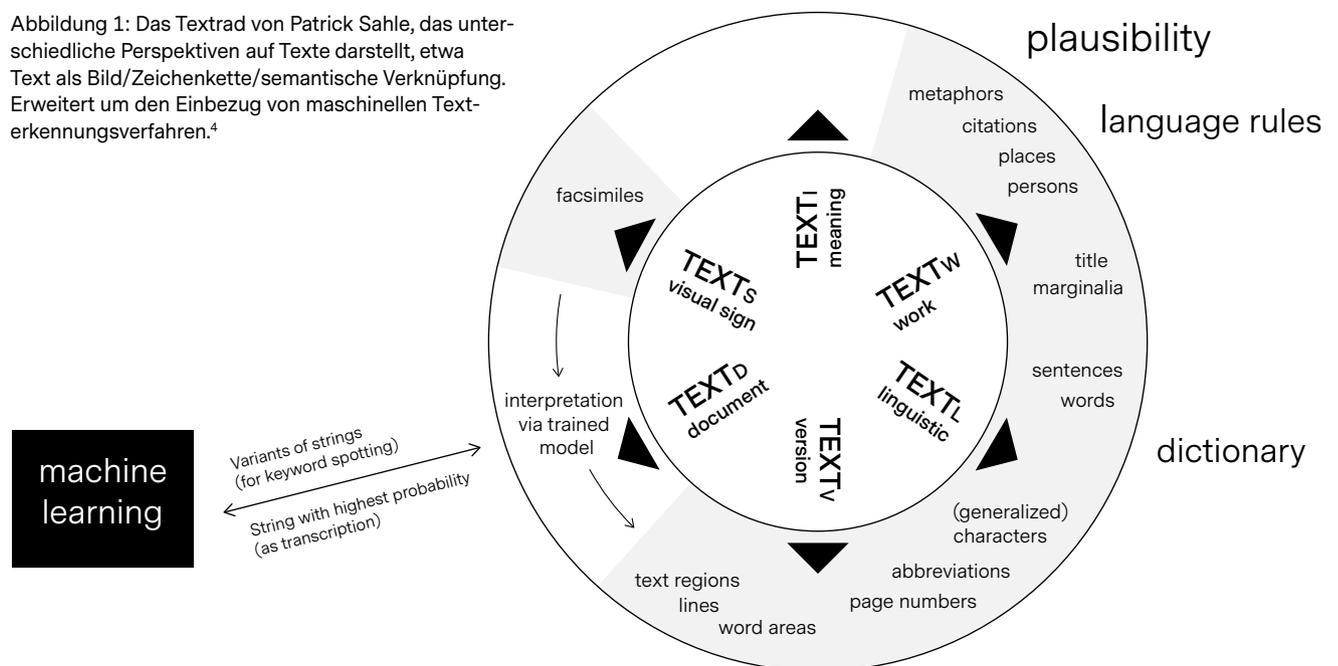
1. Faksimile aus Archiven und Bibliotheken werden nicht nur für einzelne, besonders herausstechende Dokumente erwartet, sondern für alle behandelten Stücke. Dadurch entfällt auf Seite der Edition gleichzeitig der Druck visuelle Merkmale oder als weniger zentral empfundene Phänomene abschliessend zu beschreiben und einzuordnen. Das Einbinden von Ressourcen auch aus entfernten Bibliotheken oder aus anderen Quellen ist heute reibungslos möglich. Dafür sorgt eine aktive Community und Initiativen wie der International *Image Interoperability Framework*.

2. Die Vernetzung mit Datenstämmen aus anderen Projekten ist ein Muss: Erwartet wird ein schneller Zugang zu qualitativ hochwertigen Daten. Im Digitalen fällt die Vernetzung sehr viel leichter als im Analogen. Wenn beispiels-

- 1 Der erste Schnappschuss der Website von Dodis ist auf archive.org auf den 5.1.2001 datiert: <https://web.archive.org/web/20010105162600/http://www.dodis.ch/>. Bilder der Datenbank sollten bitte nur zu Randzeiten konsultiert werden, wahrscheinlich um den Arbeitsprozess an der Edition nicht zu gefährden.
- 2 Das HLS ist auf archive.org mit einem Schnappschuss vom 1. Juli 2006 und dem Launch einer neuen Website verzeichnet: <https://web.archive.org/web/20060701231336/hls-dhs-dss.ch/>.
- 3 Spätestens 2008 konnte auch das Idiotikon online konsultiert werden: <https://web.archive.org/web/20080504053100/http://www.idiotikon.ch/>.

4 Sahle (2013), S. 47.

Abbildung 1: Das Textrad von Patrick Sahle, das unterschiedliche Perspektiven auf Texte darstellt, etwa Text als Bild/Zeichenkette/semantische Verknüpfung. Erweitert um den Einbezug von maschinellen Texterkennungsverfahren.⁴



weise ein Editionsprojekt eine Personendatenbank anlegt, kann es sich direkt in ein grösseres Netzwerk einbinden. Modellhaft wird dies in der Schweiz durch das Vernetzungsprojekt Metagrid umgesetzt. Die Vernetzung wird im Digitalen somit nicht nur *erleichtert*, sondern auch *gefördert*, was den Editionsprozess weiter unterstützt.

3. Editionen sollen heute aktuell sein. Das heisst aber auch, dass ein Editionsprojekt zu einem unabschliessbaren Projekt wird, in dem Fehler und Entdeckungen ständig korrigiert und ergänzt – und gleichzeitig Webdarstellung, Datenbanken, Betriebssysteme, ja gar die Hardware, stets im Blick behalten und gewartet werden müssen. Die inhaltliche und die technische Unabschliessbarkeit widersprechen indes dem Projektgedanken und damit auch der Logik von Förderagenturen – ein Widerspruch der bislang noch nicht abschliessend geklärt werden konnte.

Direkt von der Quelle: Linked Data

Damit ist ein genuin schweizerisches Bedürfnis noch nicht angesprochen: die Mehrsprachigkeit. Oberflächen, die sich den Spracheinstellungen der Nutzerinnen und Nutzer anpassen, sind schon länger gang und gäbe. Bei Editionen ist es aber um ein Vielfaches komplizierter: Es muss nicht nur die Navigationsoberfläche mehrsprachig ausgestaltet, sondern optimalerweise auch textkritische Kommentare, Registerinträge oder andere Erklärungen in den Landessprachen vorgelegt werden.

Neue Erwartungen wie eine konsequente Mehrsprachigkeit sind letztlich auch eine Folge von tieferen Umwälzungen im Editionswesen, die mit Anwendungen von künstlicher Intelligenz einhergehen. Machine-Learning-Verfahren und sogenannten «Knowledge Graphen» werden die Arbeitsweise in den kommenden Jahren zweifellos prägen. Maschinelle Lernverfahren versuchen aufgrund von vorgegebenen Inputs Muster zu lernen und dadurch gewünschte Outputs zu erzeugen. Mittels automatisierter Texterkennung, die nicht nur (alte) Drucke, sondern insbesondere auch Handschriften erfasst, wird die Arbeit am Text zukünftig arbeitsteilig in Zusammenarbeit mit Maschinen erfolgen, die auch Namen und Orte auszeichnen und Verlinkungen vorschlagen. «Knowledge Graphen» wiederum sind eine Art maschinenlesbare Wissens-Datenbanken im Bereich Linked Open Data, welche die bereits weiter oben angesprochene Verknüpfung von Ressourcen erleichtert. Mit Knowledge Graphen können in einem Projekt beispielsweise historische Grenzverläufe aus externen Ressourcen eingebunden und für die Herstellung von Karten verwendet werden. Dabei müssen die Informationen nicht durch das Projekt gespeichert werden, sondern beziehen die Daten direkt von der Quelle.

Résumé

Stimulé par des efforts de numérisation très variés, le paysage de l'édition est (aussi) en Suisse en constante évolution. Dans le domaine de l'édition, la publication sous forme de livre est remplacée par des produits numériques librement accessibles, fortement enrichis, qui permettent d'accéder à des fac-similés, des textes et des données numériques. La communauté en Suisse s'appuie sur des normes et des formes de connexion internationales, mais suit également une voie authentiquement helvétique, qui rend justice au multilinguisme et à d'autres exigences spécifiques telles que la mise en relation avec des offres apparentées.

Les défis auxquels sont confrontées les grandes et les petites éditions sont tout aussi divers et ne peuvent être relevés au moyen de solutions simples. Ce n'est que grâce à des efforts communs et à un dialogue constant entre la communauté spécialisée, les sciences humaines et l'informatique qu'il sera possible de poser une base durable sur laquelle les fondements centraux de la recherche en sciences humaines pourront se déployer et de créer des formes d'information pour un public intéressé ainsi que pour les spécialistes.

Malgré toutes les innovations techniques et les possibilités d'application, il ne faut pas oublier que nous sommes encore à l'ère des incunables numériques, comme l'a si bien dit Peter Haber. Bien que le web mondial existe depuis plus de trente ans, les possibilités, mais aussi les infrastructures et les composants matériels, changent presque quotidiennement. Par conséquent, la question de la durabilité des éditions de haute qualité – dont les coûts ne sont pas négligeables – n'est en aucun cas résolue de manière concluante.

Alors que les éditions imprimées s'étendent sur plusieurs siècles sans problème, il est beaucoup plus difficile de rendre durables sur de telles périodes leurs pendants numériques. Si l'on se réfère à l'évolution historique de l'imprimerie, on peut néanmoins suivre les développements futurs avec optimisme et, surtout, exiger des innovations avec courage.

Mutig Innovationen fordern und fördern

Bei allen technischen Neuerungen und Anwendungschancen darf nicht vergessen werden, dass wir uns noch immer in der digitalen Inkunabelzeit befinden, wie Peter Haber so treffend meinte.⁵ Obwohl das weltweite Netz bereits seit mehr als 30 Jahren existiert, wandeln sich Möglichkeiten, aber auch Infrastrukturen und Hardwarekomponenten fast täglich. Die Frage der Nachhaltigkeit von hochwertigen – und auch kostspieligen – Editionen ist dementsprechend keineswegs gelöst.

Gedruckte Editionen überbrücken problemlos Jahrhunderte, die ebenso aufwändig erzeugten und programmierten Umsetzungen im digitalen Raum hingegen sind viel schwieriger für solche Zeiträume haltbar zu machen. Mit Rückbezug auf die historischen Entwicklungen um den Buchdruck dürfen wir die weiteren Entwicklungen dennoch mit Optimismus verfolgen und vor allem auch mutig Innovationen fordern, die nicht nur technologisches Können demonstrieren, sondern auch den Bedürfnissen der Fachcommunities entsprechen und einen gesellschaftlichen Mehrwert bringen. Der Erfolg von Editionen ergibt sich aus der Relevanz der erarbeiteten Produkte. Damit eng verbunden ist die bewusste Wahl technischer Methoden bei gleichzeitig langfristiger Verfügbarkeit der Daten.

Literatur

- Haber, Peter (2011): Digital Past. Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter, München.
- Sahle, Patrick (2013): Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 3: Textbegriffe und Recodierung (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik 9), Norderstedt. urn:nbn:de:hbz:38-50130.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5590079>

Zum Autor

Tobias Hodel ist Assistenzprofessor mit Tenure Track für Digital Humanities am Walter Benjamin Kolleg der Universität Bern. Seine Forschungsinteressen liegen unter anderem in der Theorie der digitalen Geisteswissenschaften, im Machine Learning, den Critical Algorithm Studies und der Digital History.



•

5 Haber (2011), S. 61.

Der lange Weg von den Quellen zur Edition – oder: Wozu braucht es kritische Editionen?

Philipp Roelli

Alte handschriftlich überlieferte Texte sind häufig in unterschiedlichen Abschriften überliefert. Eine gute kritische Edition erstrebt möglichst grosse Nähe zum Originaltext und macht zugleich die Überlieferungsgeschichte sichtbar. Zudem soll sie für heutige Augen gut lesbar sein. Das sind hohe Ansprüche, die ein tiefes philologisches Instrumentarium erfordern. Auf jeden Fall gilt: Es ist ein langer Weg von den Quellen zur Edition.

Texte, die nicht durch ihre Urheber in unveränderbarer Form, zum Beispiel als gedrucktes Buch, herausgegeben wurden, erleiden bei der Überlieferung meist mehr oder weniger starke Veränderungen. Insbesondere bei historischen Texten, die vor Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks verfasst wurden, liegt oft eine Fülle von handschriftlichen Versionen vor, die alle nach dem Tod des Autors (in dieser Zeit nur sehr selten: der Autorin) entstanden und sich mehr oder weniger voneinander unterscheiden. Eine der Hauptaufgaben der Textkritik besteht deshalb darin, aus den erhaltenen Quellen einen Text zu machen, der möglichst originalgetreu und zugleich gut lesbar ist.

Eine Edition ist mehr als eine Dokumentation

Wer eine kritische Edition erstellen möchte, versucht, alle relevanten Informationen über den zu edierenden Text zu finden und kritisch zu verarbeiten. Nachdem man die überlieferten Quellen identifiziert hat, transkribiert man deren Texte und erstellt so eine möglichst vollständige Dokumentation. Abbildung 1 zeigt, wie ein mögliches Resultat aussehen kann, und zwar anhand eines lateinischen medizinischen Textes, der in über einem Dutzend Zeugen (Handschriften und alte Drucke) überliefert ist. Auf jeder Zeile einer txt-Datei wird der Text einer Handschrift, die mit einem Siglum eingeleitet und identifiziert wird, abgeschrieben, und zwar so, dass die jeweils gleichen Teile untereinanderstehen.

Das genaue Dokumentieren ist ein wichtiger Schritt zur Edition. Doch ist eine Dokumentation allein noch keine Edition. Dafür braucht es noch zwei weitere Arbeitsschritte. *Erstens* muss der Editor oder die Editorin, sofern möglich, entscheiden, in welchem Verhältnis die verschiedenen Varianten zueinanderstehen. Wenn es (wie oft, aber nicht immer) darum geht, einen möglichst autornahen Text zu rekonstruieren, besteht das Ziel darin, zu entscheiden, welche Varianten sekundär, also nicht vom Autor sind. Diese Aufgabe erschwert sich, wenn der Autor den Text überarbeitete: In gewissen Fällen können also auch mehrere Varianten auktoriell sein.

Zweitens soll die Dokumentation in der Edition lesbar gemacht werden: Wer sich für den Inhalt des Textes interessiert, wird nicht alle Einzeltexte lesen wollen, da sie sich oft nur geringfügig voneinander unterscheiden, aber manchmal eben auch substanziell und inhaltlich. Eine kritische Edition muss deshalb die relevanten Informationen aufbereiten und einen zugänglichen und lesbaren Text präsentieren.

Ältere Handschriften sind nicht unbedingt näher am Original als jüngere

Zunächst stellt sich also die Frage, wie sich diese Textzeugen zueinander verhalten. Wer hat von wem abgeschrieben? Im einfachsten Fall haben Schreiber jeweils ausgehend von einer einzigen Vorlage eine neue Handschrift geschaffen. Nicht selten waren aber bereits mittelalterliche Schreiber philologisch tätig und benutzten mehrere Quellen, um eine neue – verbesserte – Handschrift eines Textes zu erstellen.

Ziel des modernen Philologen oder der Philologin ist nun, einen Stammbaum dieser Abhängigkeiten zu erarbeiten. Carl Johan Schlyter war 1827 vermutlich der erste, der einen solchen Stammbaum, in der Textkritik auch «Stemma» genannt, in einer Edition druckte (Abbildung 2). Er tat dies für die Västgötalagen, eine Gesetzessammlung, die zugleich der älteste erhaltene längere schwedische Text ist. Die y-Achse zeigt die Entstehungszeit an (je weiter oben, desto älter).

Sofern das Stemma korrekt ist, kann man also folgern, dass die Handschrift «A» die wichtigste ist zur Rekonstruktion des Originals (Punkt zuoberst im Stemma). Man sieht auch, dass ältere Handschriften nicht unbedingt ursprünglicher sind als jüngere. Das «L» im Stammbaum beispielsweise ist rund 170 Jahre jünger als «C», aber genauso ursprünglich und besser als die älteren Handschriften «B», «G», «H» und «K».

Abbildung 1: Ein Beispiel einer Dokumentation der verschiedenen Zeugen eines Textes. Hier Kapitel 2 des medizinischen *Liber Aurelii*. Am Anfang jeder Zeile steht ein Siglum, welches die Zeugen identifiziert.

A	De februm curas	Omnes typice febres	sive	instructure	sive solute	sive permixte	quan
E	II De februm cura	----- ----- ----es	sive	instructure	sive solute	sive per-----	----
M	De februm curas	Omnes typice febres	sive	instructure	sive solute	sive permixte	quan
M2							
C	De februm cura*s*(getilgt)	Omnes typice febres	sive	instructure	sive solute	sive permixte	quan
B	De februm curis.	Omnes typice febres	sive	instructura	sive solute	sive permixte	quan
V		Omnes typice febres *id est qui...*	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
R	*II. De typicis febribus*	Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
F	*De ratione tipicarum februm et earum cura*(mg)	Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quar
O		Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
S	*De typicis febribus et curatio earum*	Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
L II.	De ratione tipicarum februm et curatio earum	Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
P II.	De ratione tipicarum februm et cura earum	Omnes typice febres	sive	constricta	sive solute	sive permixte	fuertint quan
G	De tipicis febribus	Omnes typice febres	sive	stricta	sive solute	sive permixte	quan
H	De tipicis febribus	Omnes typice febres	sive	stricta	sive solute	sive permixte	quan
W	Cura	Omnes typice febres	sive	stricta	sive solute a sudore	sive permixte	quan
l	De typicis febribus	Omnes typice febres	sive	stricta	sive solute	sive permixte	quan
Z	De tipicis febribus	Omnes typice febres	sive	stricta	sive solute assodore	sive permixte	quan
T	De tipicis febribus	Omnes typice febres	sive	instructa	sive solute	sive permixte	quan

Eine gute Edition macht die Überlieferung im Detail nachvollziehbar

Aus dem Gesagten ergeben sich auch die Ziele einer kritischen Edition, die auf längere Sicht verwendbar bleiben soll: Die Überlieferung soll möglichst vollständig dokumentiert werden, wenn möglich mit einem Stemma, das mithilfe von sogenannten «Leitfehlern» *wahrscheinlich gemacht wird*. Der Begriff «Leitfehler» wurde 1937 vom Altphilologen Paul Maas in Anlehnung an den Begriff «Leitfossil» in der Paläontologie geprägt. Ein *guter Leitfehler* zeichnet sich dadurch aus, dass er auch von einem sehr scharfsinnigen Schreiber nicht korrigiert werden kann, also irreversibel ist.¹ Besonders vielversprechende Leitfehler sind sogenannte «Augensprünge»: Damit sind versehentliche Auslassungen in Abschriften gemeint, die entstehen, wenn im Ausgangstext zweimal dasselbe Wort steht und das Auge des Schreibers unabsichtlich vom ersten zum zweiten springt, er also den Text dazwischen versehentlich weglässt. Selbst bei geübten Schreibern kommt dieser Lapsus relativ häufig vor.²

Die Rekonstruktion des Stemmas wird indes erschwert, wenn einzelne Schreiber mehrere Quellen für ihre Abschrift verwendet haben. Wenn der ursprünglichste Text, der damit aufgefunden werden kann, immer noch fehlerhaft zu sein scheint, da dieser sogenannte «Archetyp» meist nicht mit dem Original identisch ist, kann der Editor konjizieren, also aus externen Daten versuchen zu *erraten*, was ursprünglich an der verderbten Stelle gestanden haben könnte. Im edierten Text lässt sich dann mit verschiedenen Symbolen markieren, was hinzugefügt wurde, und anzeigen, was zwar im rekonstruierbaren Text stand, aber nicht vom Autor stammen kann. Solche «Konjekturen» müssen in einer guten Edition klar als solche gekennzeichnet sein. Stellen, die dem Editor unverständlich bleiben, werden mit einem

1 Vgl. Reynolds/Wilson (2013).

2 Detaillierter zu der skizzierten Methode: Chiesa, Paolo: Principles and practice, in Roelli (2020), S. 74–87.

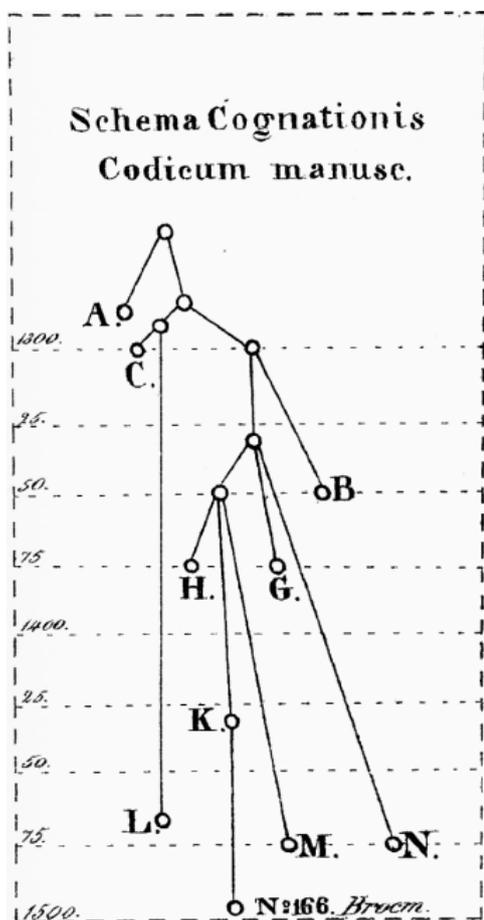


Abbildung 2: Carl Johan Schlyters Stemma der Überlieferung der *Västgötalagen* (1827).

Kreuz versehen. Die Leserin oder der Leser kann mittels einer solchen Edition also bis zu einem gewissen Grad selbst nachprüfen, ob er oder sie mit der Wahl des Editors einverstanden ist, und sich an Stellen, die von Interesse sind, einen Überblick über die Überlieferung verschaffen.

Benutzerfreundlichkeit vs. Textnähe

Eine grosse editorische Herausforderung liegt in einer guten Lesbarkeit trotz Materialfülle. In gedruckten kritischen Editionen haben sich sogenannte Apparate durchgesetzt, die jeweils unaufdringlich unter dem Editionstext stehen. Ein kritischer Apparat präsentiert diejenigen Lesarten der Textzeugen, die sich vom edierten Text unterscheiden. Je nach Fülle der Überlieferung müssen hier Kompromisse gefunden werden, indem zum Beispiel sicher sekundäre Lesarten aus Platz- und Übersichtlichkeitsgründen unerwähnt bleiben. Weitere Apparate können Quellen, auf die der Autor

zurückgreift, oder Vergleichsstellen in anderen Texten, insbesondere Anspielungen auf die Bibel oder den Koran bei christlichen respektive islamischen Texten, verzeichnen.

Der in Abbildung 1 dokumentierte Text kann nun in einer kritischen Edition aussehen wie in Abbildung 3. Unten auf der Seite werden die verwendeten Handschriften genannt, die jeweiligen Varianten angegeben, mögliche Verbesserungen des schwer verständlichen Textes vorgeschlagen, die der Editor nicht in den Text zu setzen wagte, und schliesslich auf eine Stelle Isidors von Sevilla verwiesen, die weitgehend mit dem Text auf Zeilen 8 bis 10 übereinstimmt. Man sieht, dass es ein weiter Weg ist von den Quellen bis zur kritischen Edition, die also die Informationen über die Überlieferung evaluiert, kondensiert und für den modernen Leser erschliesst.

Bei antiken Texten führt kein Weg an kritischen Editionen vorbei

Das skizzierte Vorgehen zur Erstellung einer kritischen Edition wurde im 19. Jahrhundert entwickelt und im 20. und 21. vor allem durch italienische Gelehrte weiterentwickelt und wird heute üblicherweise verwendet, um vormoderne Texte zu edieren.³ Frühere Editionen sind insofern nicht *kritisch in einem heutigen Sinne*: Selten wurden alle bekannten Quellen herangezogen oder Lesarten mithilfe eines Stemmas evaluiert. Obwohl es heute relativ einfach ist, digitale Kopien aller Zeugen zu erhalten, bleibt der Aufwand, sie alle zu studieren, beträchtlich. Aus der Not eine Tugend machend gibt, es seit einiger Zeit Gelehrte, die den Anspruch einer kritischen Edition verwerfen und es vorziehen eine «gute Handschrift» möglichst getreu wiederzugeben. Ihrem besten Argument zufolge bleibt selbst die beste kritische Edition immer hypothetisch und kann das Original nie ganz erreichen. Eine gute Handschrift hingegen ist immerhin eine historische Tatsache. Dieser Ansatz erfreut sich heute recht grosser Beliebtheit, sicherlich nicht zuletzt, weil man eine solche Edition viel schneller und leichter erstellen kann als eine kritische Edition.

Das ist problematisch. Vor allem, weil dem Leser so potenziell wertvolle Informationen aus anderen Handschriften entgehen. Und auch wenn diese vergleichend in der Edition angegeben werden, so fehlt immer noch die Evaluation der Lesarten (primär oder sekundär?). Eine Edition einer «guten Handschrift» ist somit ein methodischer Rückschritt in die Zeit vor dem 19. Jahrhundert.⁴

3 Vgl. Trovato, Paolo: Neo-Lachmannism: A new synthesis?, in: Roelli (2020), S. 109–139.

4 Zu dieser Kontroverse vgl. Palumbo, Giovanni: Criticism and controversy, in: Roelli (2020), S. 88–108.

«II.» De febrium curas

Omnes typice febres siue instricture siue solute siue permixte, quamdiu sunt
 in frigore, in quo principium uenarum esse non possunt *comprehensi-
 one[m] manu-um; ex linteis calidis donec l-e-niatur rigor[is] sunt fouende. At
 5 ubi ceperint incallescere, paulatim *mouenda sunt operimenta donec sudoris
 tempus adueniat, *cuius tamen ipsius precognitio apud scientiam non est
 neglegenda. Nam et salutaris ei[us] sudor mortiferum est, quorum alterum
 *irrigare debemus ac alteri resistere. Nam *creticus est sudor quem [uocant]
 – cui credo nomen ex iudicio infirmitatis inpositu-um, et quod quasi ¹ita dicit^r
 10 hominem et sententia[m] sua[m] liberet – irritare debemus; alteri (*cardiacus)
 cui nisi diligenter medicus obstiterit (quod est *difficilius) facile eger a[d]mittit-
 tur. Horum ¹discretum^r est, hoc est indiscussibile[m]. Nam creticus calidus est
 et ¹alcoris ruborem^r et uigen[s] cursum in pulsu[m] uenarum, et *quod plus
 huius sudoris effluerit hoc eger ¹corpore^r fit. At ille *alter quippe ¹est et 11r

MBC AE(M²)

1 II.] – MBCA | curis B, cura E | 3 equo AEM² | principia B | possit C | 3–4 compressi-
 onem AEM² | 4 manum MAE | liniatur MC | rigor AM², deest E | foueto B | 5 paulatim
 + sunt M? | remouenda AEM² | 6 cuius tamen] iusta AM², deest E | 7 neglegendum M?,
 negligentia AEM² | salutaris BCM² | eius] eis A, ei E | mortifer B | 8 debere[m] ac
 alteri] M?B, debere[m] ac alteri C, alteri debere[m] AEM² | nam] – M | est] – AEM² |
 quem] qui AE | 9 inpositus AEM, + eo B, + est C | quo C | dicam B | 10 sententia sua
 BC | irrigare B | cardiacum B, cardiacos C | 11 cui] non leg. M | abstiterit B | quod est]
 quo B, quod C | difficilium C, difficilimum AEM² | facilem M | 12 hoc indiscretum B |
 indiscussibile B | 13 alcoris] AEM², alico--s M, alius coleris B, alius coloris C | rubeus
 AEM² | uigente MBAE, uigenti C | cursu BCE | pulsu CE | quo BAE | 14 corpori] M?BC,
 fortius AM², fortius E

3 in principio non possunt dinosci ex uenarum pulsu Gar. ? | 3–4 compressione Gar.,
 cf. AEM² | 5 remouenda AEM², Gar. ? | 6 cuius tamen] iusta AM² ? | 8 irritare ? | creti-
 cum uocant sudorem ? | 9 ita dicit] iudicet Gar. | 10 cardiaco | 11 difficilimum |
 12 Horum unus [sc. sudor] dyscritus, hoc est indiscussibilis | 13 coloris rubeus Gar. |
 uigentem cursum prestat Abbr. ? | 13–14 quot ... tot | 14 corpori] fortior Gar., cf.
 AEM² | alter, i.e. cardiacus | 14–1 exterminatur Gar.

8–10 Isidorus, *Etymologiae* IV.9²

Abbildung 3: Eine Seite der kritischen Edition desselben Textes, der in Abbildung 1 dokumentiert ist. Aus Roelli 2021, S. 28.

Bei der Frage, wie genau eine kritische Edition aussehen soll, kommt es letztlich auch auf die Überlieferungs-
 umstände an. Wenn sich zeigen lässt, dass eine Handschrift vom Autor selbst verfasst wurde, ist es sicher sinnvoll, diese
 ohne Berücksichtigung ihrer Abschriften als «gute Hand-
 schrift» zu edieren. Insbesondere für antike und frühmittel-
 alterliche Texte ist dies aber so gut wie nie der Fall. In kriti-
 schen Editionen wichtiger Texte, wie Alfred Ernouts Edition
 des römischen Dichters Lukrez, stecken Jahrhunderte philo-
 logischer Arbeit. Sie ermöglichen es uns heute, einen autor-
 nahen und zugleich gut dokumentierten Text zu lesen.

Résumé

Les textes qui n'ont pas été publiés par leurs
 auteurs sous une forme fixe, par exemple sous la
 forme d'un livre imprimé, subissent généralement
 des modifications plus ou moins importantes au
 cours de leur transmission. C'est en particulier le
 cas des textes écrits avant l'invention de l'imprime-
 rie, dont il existe souvent une pléthore de versions
 manuscrites, qui ont toutes été écrites après la
 mort de l'auteur et qui diffèrent les unes des autres.
 L'une des principales tâches de la critique textuelle
 consiste donc, à partir des sources conservées, à
 reconstituer un texte facilement lisible qui soit aussi
 proche que possible de l'original.

Bien qu'il soit relativement facile de nos jours
 d'obtenir des copies numériques de tous les témoins
 textuels, l'effort pour les étudier reste considérable.
 Faisant de nécessité vertu, certains érudits se re-
 fusent à l'exercice d'une édition critique, préférant
 plutôt reproduire un « bon manuscrit » aussi fidèle-
 ment que possible. Selon leur argument le plus fort,
 une édition critique, aussi excellente soit-elle, n'en
 demeure pas moins une construction hypothétique
 et ne peut totalement atteindre l'original perdu. Un
 bon manuscrit, en revanche, relève au moins d'un
 fait historique.

Cette dernière approche est méthodologi-
 quement contestable, surtout parce que les lecteurs
 et lectrices passent ainsi à côté d'informations po-
 tentiellement précieuses provenant d'autres manus-
 crits. La forme exacte d'une édition critique dépend
 en fin de compte également des circonstances de la
 transmission. En particulier dans le cas des textes
 de l'Antiquité et du haut Moyen Âge, il est pratique-
 ment impossible qu'un manuscrit qui subsiste ait
 été écrit par l'auteur lui-même. Les bonnes éditions
 critiques condensent parfois des décennies, voire
 des siècles, de travail philologique. Seul ce travail
 nous permet aujourd'hui de lire un texte à la fois
 proche de celui de l'auteur et bien documenté.

Literatur

- Ernout, Alfred (1960–1962): *Lucrece, De la nature*, 2 Bde., Paris.
- Maas, Paul (1937): *Leitfehler und stemmatische Typen*, in: *Byzantinische Zeitschrift* 37,2, S. 289–294.
- Reynolds, Leighton D. und Nigel Guy Wilson (2013): *Scribes and Scholars: A Guide to the Transmission of Greek and Latin Literature*, 4. Aufl., Oxford.
- Roelli, Philipp (2020): *Handbook of Stemmatology: History, Methodology, Digital Approaches* (De Gruyter Reference), Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110684384>
- Roelli, Philipp (2021): *Liber Aurelii «On Acute Diseases»*, Stuttgart.
- Schlyter, Carl Johan und Hans Samuel Collin (1827): *Westgöta-Lagen*, Stockholm.

Links

Lateinkorpus Corpus Corporum: www.mlat.uzh.ch

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5576174>

Zum Autor

Philipp Roelli ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Zürich. Seine Forschungsinteressen liegen in der Editionsphilologie, der Wissenschaftsgeschichte und der Korpuslinguistik. Er unterhält das weltweit grösste Lateinkorpus Corpus Corporum.



arb 3 Images ©  

NTVMR Doc ID 900003
Shelfmark: Cod. 2 (Codex Pandeli)
Date: 1723 CE
Language: Arabic

Transcription: Mina Monier
Nakala: [metadata](#)

Diplomatic English

Page 115
مرفص

الفصل الحادي والسبعون

Mark 16:1

2
3
4
5
6

بیت ابناعت مریم المجدلانیة
قوب وصالومي طیباً لیاتین
دع و فی أحد السبوت بالکراً جداً
إذ طلعت الشمس قیالات بعشهن
یودحرج لنا الحجر عن باب القبر
الحجر قد سُرح لأنه کان علیهما
مخن القبر نظرن شهاباً جالساً
علیه لباس أبيض فبهتن فقال

Éditer le Nouveau Testament à l'heure du numérique

Claire Clivaz

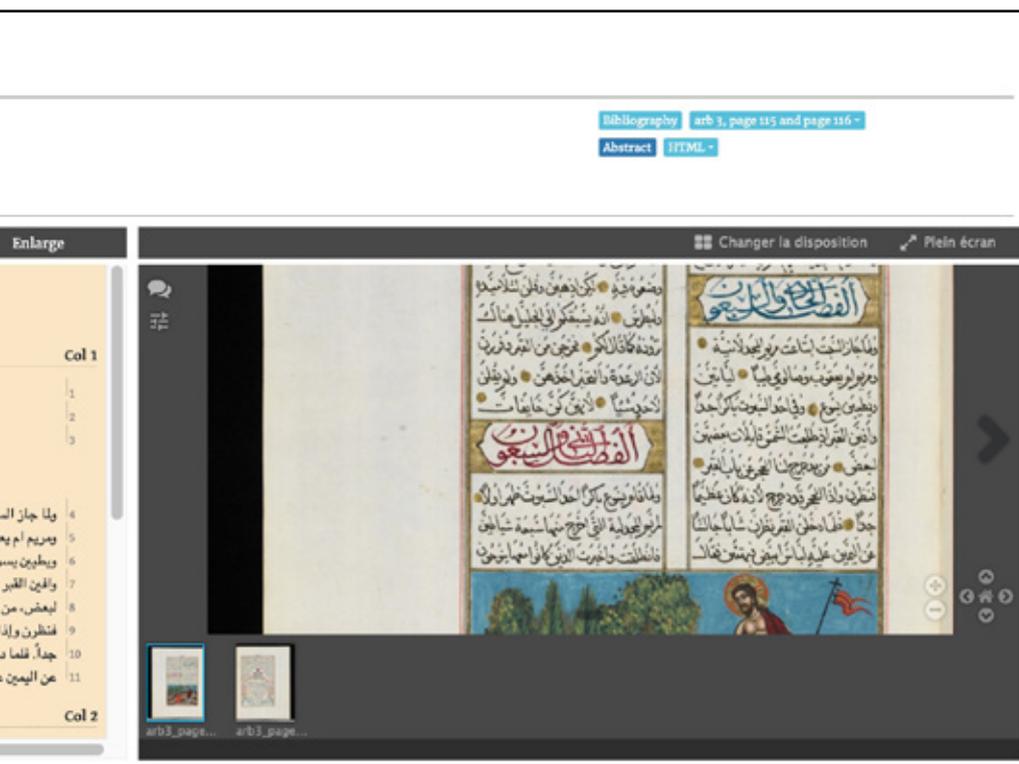
Le texte du Nouveau Testament, avec près de 5800 manuscrits en grec, partage plusieurs défis avec l'édition numérique en général, mais véhicule également ses propres contraintes et possibles. C'est bien une transformation profonde qui est à l'œuvre dans cette édition numérique : la possibilité de voir en ligne les manuscrits du Nouveau Testament conduit à de nouvelles découvertes.

Les éditions de la Bible hébraïque et du Nouveau Testament en grec s'appuient sur une très longue tradition éditoriale : Origène, dans la ville d'Alexandrie au III^e siècle de notre ère, s'exerçait déjà à la critique textuelle en empruntant les signes diacritiques des textes d'Homère pour commenter son édition en six langues de la Bible hébraïque, les *Hexaples*. Les 42 premières lignes imprimées de l'histoire

occidentale furent celles de la Bible de Gutenberg. Et c'est un jour de mars 1516, dans le face-à-face entre un auteur et un éditeur, Érasme et Johann Froben, qu'est né à Bâle un projet éditorial ambitieux qui allait durablement marquer l'histoire de l'édition imprimée : le *Novum instrumentum omne*. Érasme donna en effet le nom de « nouvel instrument global » à la première version de son édition du Nouveau Testament.

Au sein de la culture numérique, l'édition du Nouveau Testament fait également face à une « nouvelle instrumentalité ». La Bible a été présente dès les balbutiements des humanités numériques avec la création dans les années 1950 d'un index de la traduc-

Utopia, armarium codicum bibliophilorum, Cod. 2 (Codex Pandeli ou arb 3). The four Gospels in Arabic (<https://www.e-codices.unifr.ch>), page 115, © CC BY-NC.



tion anglaise de la Bible par John W. Ellison, tandis que Roberto Busa peaufinait son index numérique de la *Somme théologique* de Thomas d'Aquin, et s'occupa également des rouleaux de la mer Morte, un fait moins connu. Dans les années 1970, tant Bonatius Fischer que Kurt Aland décrivaient déjà les effets probables de la culture computationnelle sur la critique textuelle du Nouveau Testament. L'arrivée en masse de manuscrits digitalisés entraîne désormais une révolution progressive mais sans égale dans les pratiques éditoriales des chercheurs en Nouveau Testament : en 2013 s'ouvrait la *New Testament Virtual Manuscript Room* (NT-VMR) à l'Université de Münster, qui met à disposition des chercheurs plus d'un million et demi d'images de manuscrits néotestamentaires.

De manière un peu paradoxale, la première monographie consacrée au tournant de l'édition biblique n'a paru qu'en 2017, sous la plume de Jeffrey Siker, avec un titre reflétant un souci courant : *Liquid Scripture*. Que va-t-il se passer pour le texte biblique face à la marée montante des manuscrits en ligne ? Les Écritures, dites saintes par les membres des Églises chrétiennes, vont-elles se « liquéfier » dans la culture numérique ? Pour avancer sur ce défi qui est à la fois éditorial et théologique, il est utile de comparer ce corpus particulier avec ce qu'il advient en général de la textualité dans l'édition numérique.

Les défis que l'édition numérique du Nouveau Testament partage avec les autres éditions

L'analyse des effets de l'édition numérique des textes témoigne déjà d'une maturation de la recherche sur cette thématique. Sarah Mombert explique que les éditions digitales sont déconnectées de la valeur institutionnelle des livres. Elles semblent vouloir entrer dans l'ère de la collection, ne connaissant comme limites à leur expansion que celles du temps et des ressources à disposition. Elles véhiculent par ailleurs un effet « décanonisant », en mettant fin au statut d'édition marginale. Le projet numérique européen *Sharing Ancient Wisdoms* (SAWS) témoigne bien de cette façon de traverser des catégories autrefois disjointes dans la culture imprimée, par-delà les langues et les thématiques.

L'intégration de matériel multimodal dans les éditions, telles les vidéos, précipite cette transition des « éditions » à proprement parler vers la notion de collection. L'aspect collaboratif des éditions renforce également cette évolution. Commentant l'édition du célèbre roman *I Promessi Sposi* (Manzoni, 1827), Elena Pierazzo estime qu'il n'est plus imaginable qu'un·e seul·e auteur·e ou même une seule équipe prenne en charge l'édition numérique de ce texte, au vu de la masse des archives concernées. Une telle entreprise demande en effet l'établissement d'une œuvre génétique comprenant une représentation des brouillons, du processus de création de l'écrivain et de l'évolution de l'ouvrage.

Zusammenfassung

Dieser Artikel ordnet die digitale Wende in die lange Editions-geschichte der Bibel ein. Der Text des Neuen Testaments mit seinen fast 5800 griechischen Manuskripten steht vielfach vor den gleichen Herausforderungen wie das digitale Publizieren im Allgemeinen, bringt aber auch eigene Hindernisse und Möglichkeiten mit sich. Die Forscherinnen und Forscher haben den Auftrag, früher oder später einen Text zu erarbeiten, der (in einem liturgischen oder künstlerischen Kontext) performt werden kann. Dieser Umstand führt bei Editionsarbeiten des Neuen Testaments zu einem wachsenden Spannungsverhältnis zwischen dem berechtigten Bedürfnis, die Vielfalt zu erforschen, und der Forderung nach einer einheitlichen Textgrundlage, die sich aus dem Aspekt der Performanz ergibt.

Diese Situation erfordert einen aktiven Austausch und eine Zusammenarbeit mit den Verlegerinnen und Verlegern im kommerziellen Sinn, das heisst mit den Publishers. Die digitale Ausgabe des Neuen Testaments befindet sich somit in einem tiefgreifenden Wandel: Die Möglichkeit, Handschriften online einzusehen, führt zu neuen Entdeckungen, nicht nur in noch unbearbeiteten, sondern auch in bekannten oder bereits durchgesehenen Handschriften. Die einstmals als wasserdicht geltende Grenze zwischen Manuskriptforscherinnen und Gelehrten, die sich der Kunst der Lektüre biblischer Texte widmen, könnte in naher Zukunft zunehmend verwischt werden.

De telles réflexions permettent d'évaluer ce qui se passe pour l'édition numérique du Nouveau Testament : comprenant, seulement pour le grec, près de 5800 manuscrits, souvent avec commentaires, il apparaît clairement qu'une édition numérique holistique – ou *omne*, pour reprendre le terme d'Érasme – ne peut plus être le fruit d'une seule équipe ou d'un seul lieu institutionnel. Elle reposera sur un réseau de chercheuses et chercheurs au travail, se répartissant livres ou même chapitres bibliques. Cet étalement dans l'espace institutionnel et le temps s'accompagne du rôle montant de la publication des données dans la recherche. La NTVMR met d'ores et déjà à disposition le travail de plusieurs chercheurs sur son site, sans qu'il ne soit toutefois possible d'identifier leurs noms. Ce fait pose un double défi de certification et d'établissement de l'histoire de la recherche et de la discussion des variantes. Afin de veiller à ces deux points, on pourrait par exemple solliciter des collaborations avec les répertoires qui accueillent les données ouvertes de la recherche. Ces derniers attribuent en effet des DOI (*Digital Object Identifiers* ou identifiants numériques d'objet) aux données produites, qui sont également nominales et datées, ce qui permet de faire l'histoire de la lecture des variantes.

Les défis propres à l'édition numérique du Nouveau Testament

C'est toutefois dans la rubrique des défis propres à l'édition du Nouveau Testament qu'il convient d'examiner la question de la décanonisation à l'œuvre dans l'édition numérique, évidente pour Sarah Mombert. Dans la mesure où la performance du Nouveau Testament – qu'elle ait lieu dans un cadre liturgique ou artistique – est un fait socialement encore prégnant dans la culture occidentale, les chercheuses et chercheurs sont assignés à produire, à un stade ou un autre, un texte qui puisse être performé. Il n'est certes plus question de plaider, comme le faisait le théologien Karl Barth, pour un statut extrinsèque des Écritures dites saintes, mais de prendre acte de la demande culturelle et sociale : performer le Nouveau Testament, la Bible.

Ce donné conduit à une tension grandissante au sein des pratiques éditoriales du Nouveau Testament entre le légitime besoin de la recherche d'étudier la pluralité et la requête d'unité textuelle née des performances. Cette tension se laisse percevoir via l'apparition de différentes éditions grecques depuis une bonne dizaine d'années : elles ne sauraient réellement concurrencer l'édition de référence *Nestle-Aland*, mais signalent clairement l'évolution des besoins des chercheurs et chercheuses. Cette tension apparaît en outre dans la diversification qui s'opère entre l'édition papier de l'*Editio critica Maior* (ECM), dont les volumes sur l'Évangile selon Marc viennent de paraître, et l'édition numérique de l'ECM, prototypique, *open-ended*, en développement. Greg Paulson et moi-même l'avons baptisée Digital ECM (DECM), car elle est basée sur une *unedited realtime collation*, une « collation en temps réel et non éditée ». C'est pourquoi

Paulson signale dans le titre de son article que l'édition numérique *Nestle-Aland* est à la fois effective et à produire : c'est l'officine des scientifiques qui se présente ici, disponible en ligne toutefois.

Une telle situation, aussi fascinante soit-elle, requiert un dialogue et une collaboration active avec les éditeur-trice-s au sens commercial du terme, les *publishers*. En effet, je reste convaincue que leur savoir-faire, leur rôle d'interface entre les scientifiques, ainsi qu'entre les scientifiques et la société, participent de manière cruciale au bon fonctionnement de la certification académique. J'appelle de mes vœux le fait que les *publishers* s'intéressent à l'émergence de l'ECM numérique, car elle n'atteindra sans doute sa maturation qu'en synergie avec ces partenaires du processus de la recherche. La DECM, *open-ended*, prospective et prometteuse, devra s'appuyer sur ce partenariat avec le monde de l'édition commerciale pour recevoir ses lettres de noblesse.

Pour l'honneur du manuscrit : des continents à découvrir (encore)

En guise de conclusion, j'évoquerai le meilleur, conservé pour la fin comme il se doit : les incroyables découvertes qui peuvent (encore) être faites dans les manuscrits du Nouveau Testament. L'équipe de recherche du projet PRIMA FNS MARK16 s'étonne sans cesse de ce qu'il est possible de mettre à jour non seulement dans des manuscrits encore non travaillés, mais également dans les manuscrits bien connus, ou déjà parcourus. Voir le document historique en ligne bouleverse le lien entre exégèse du Nouveau Testament et critique textuelle. Gageons que, dans les années à venir, la frontière qu'on croyait étanche entre scientifiques voué-e-s aux manuscrits et scientifiques s'adonnant à l'art de la lecture des textes bibliques sera considérablement effacée. La possibilité d'évaluer la paratextualité d'un manuscrit du Nouveau Testament, la fascination qu'exerce la lecture d'une note marginale insoupçonnée ou le déchiffrement d'une version qui se fait interprétation sont à même de renouveler considérablement ce champ d'études.

Références

- Clivaz, Claire (2019) : Écritures digitales. Digital writing, digital Scriptures (DBS 4), Brill, open access : <https://brill.com/view/title/54748>.
- Mombert, Sarah (2014) : From Books to Collections. Critical Editions of Heterogeneous Documents, in : Apollon, Daniel et al. (éd.), Digital Critical Editions (Topics in the Digital Humanities), University of Illinois Press, Kindle edition.
- Paulson, Greg (2021) : The Nestle-Aland as Open Digital Edition : Already and not Yet, in : Classics 18, [N.p.], <https://classics-at.chs.harvard.edu/classics18-paulson/>.
- Pierazzo, Elena (2015) : Digital Scholarly Editing. Theories, Models and Methods (Digital Research in the Humanities), Routledge Press.
- Siker, Jeffrey (2017) : Liquid Scripture : The Bible in a Digital World, Fortress Press.
- Yardney, Sarah, Sandra R. Schloen and Miller Prosser (2019/1) : New Digital Tools for a New Critical Edition of the Hebrew Bible, in : Open Theology 5, pp. 80-94 ; <https://doi.org/10.1515/oph-2019-0006>.

Liens

[New Testament Virtual Manuscript Room \(NTVMR\)](#)

[Sharing Ancient Wisdoms \(SAWS\)](#)

[Digital ECM \(DECM\)](#)

[SNSF MARK16](#)

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5716105>

L'auteure

Claire Clivaz est cheffe du groupe *Digital Humanities +* au SIB, Institut Suisse de Bioinformatique (Lausanne). Elle y mène des projets à la croisée des manuscrits du Nouveau Testament et des humanités numériques. Ses recherches portent tant sur l'épistémologie de la culture digitale que sur les variantes classiques de la critique textuelle du Nouveau Testament.



Bildessay

Der archetypische Goldfisch

Bilder: Beat Brogle

Kuration: Howald Biberstein

Text: Beat Brogle, Heinz Nauer

Bilder

- 05840_Schaf_2012_06_12 / 68 x 52 cm, S. 42
- 03083_Dobermann_2012_02_21 / 59 x 61 cm, S. 43
- 03430_Hamster_2012_03_07 / 65 x 55 cm, S. 44
- 07143_Goldfisch_2013_11_23 / 52 x 68 cm, S. 45
- 03366_Rabbit_2012_03_01 / 55 x 65 cm, S. 46
- 02183_Horse_2012_01_20 66 / 66 x 54 cm, S. 47

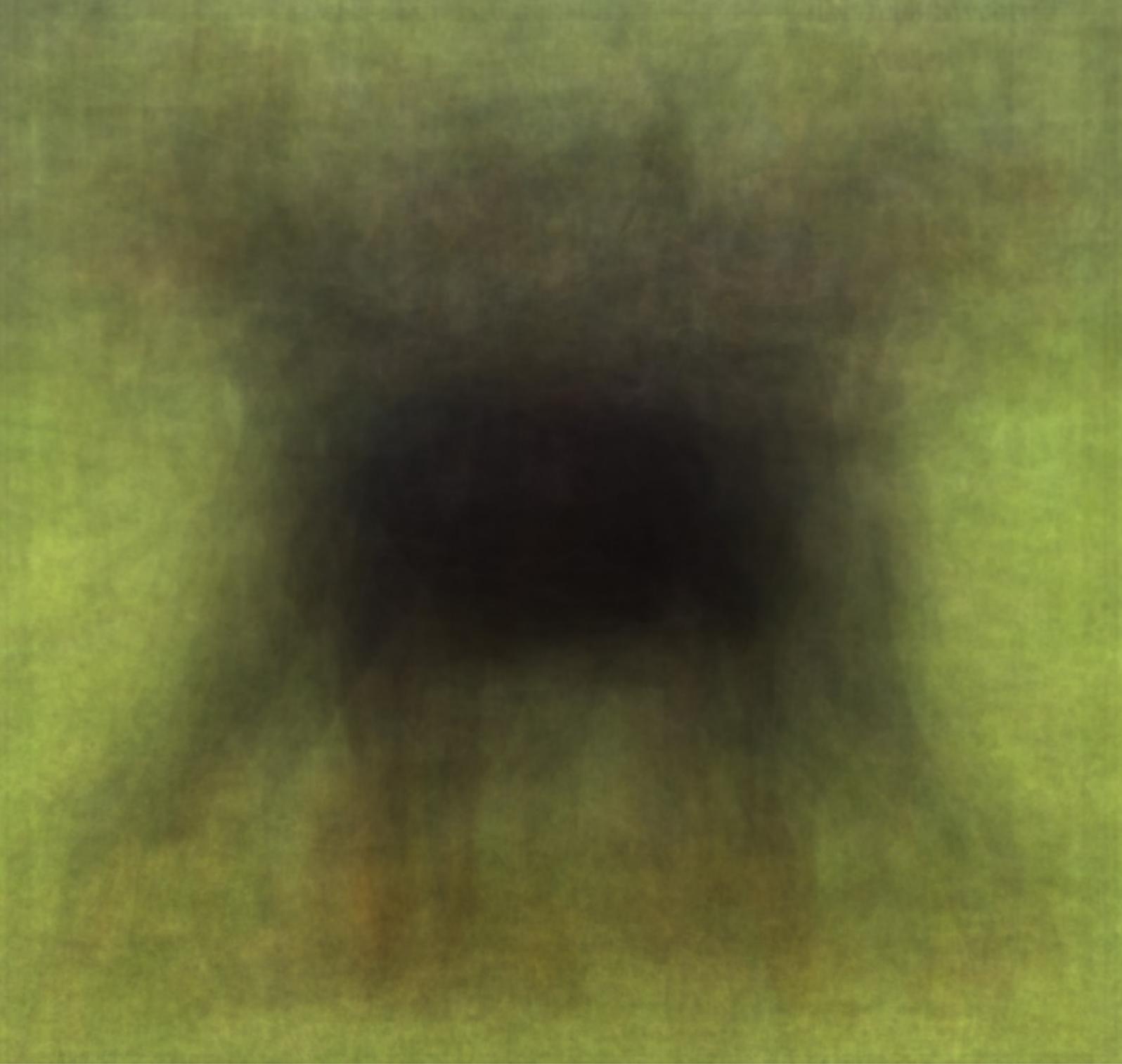
Der Basler Künstler Beat Brogle beschäftigt sich seit fast zwei Jahrzehnten mit Bildern aus den digitalen Netzen und deren Rückübertragung in den realen Raum. In dieser Auswahl aus dem Projekt «Cluster» interessiert ihn vor allem die Transformation von Begriffen zu Bildern und die visuelle Verdichtung: Welche Bilder wollen Menschen im Netz sehen? Was für Bildordnungen entstehen aus ihrem Verhalten? Was verbirgt sich im «Vielen», wenn es als «Eines» wahrgenommen wird? Gibt es im Zeitalter des visuellen Überflusses so etwas wie einen archetypischen Kern eines Bildes, der erst in der Verdichtung sichtbar wird? Oder einfach: Wie sieht eigentlich der archetypische Goldfisch, Doberman oder Hamster aus?

Die Bilderzeugung basiert auf einer Software, die in einer Vielzahl von algorithmisch definierten Schritten aus der Masse der zugreifbaren Bilder ein neues, einzelnes Bild erzeugt. Die Bilder werden mithilfe von Bildsuchprogrammen nach bestimmten Kriterien gefunden und zur Verarbeitung heruntergeladen. Zu jedem Suchbegriff werden jeweils hunderte Bilder bearbeitet und in dünnen Schichten übereinander gelegt, sodass das Einzelbild verschwindet und die Zonen der Überlagerung hervortreten. So entstehen ähnliche Effekte wie bei der Mehrfachbelichtung in der Fotografie oder bei der in der Renaissance gebräuchlichen Sfumato-Technik.

L'artiste bâlois Beat Brogle s'intéresse depuis près de deux décennies aux images issues de réseaux numériques et à leur retransmission dans l'espace réel. Dans cette sélection d'œuvres issues du projet « Cluster », il se concentre avant tout sur le processus de transformation des concepts en images et sur la condensation visuelle : quelles images les gens veulent-ils voir sur le réseau ? Quelles constellations d'images résultent de leur comportement ? Que cache le « multiple » lorsqu'il est perçu comme « un » ? Existe-t-il, à l'ère de la surabondance visuelle, une sorte de noyau archétypal d'une image qui ne devient visible que lors de la superposition ? Ou autrement dit : à quoi ressemble l'archétype du poisson rouge, du doberman ou du hamster ?

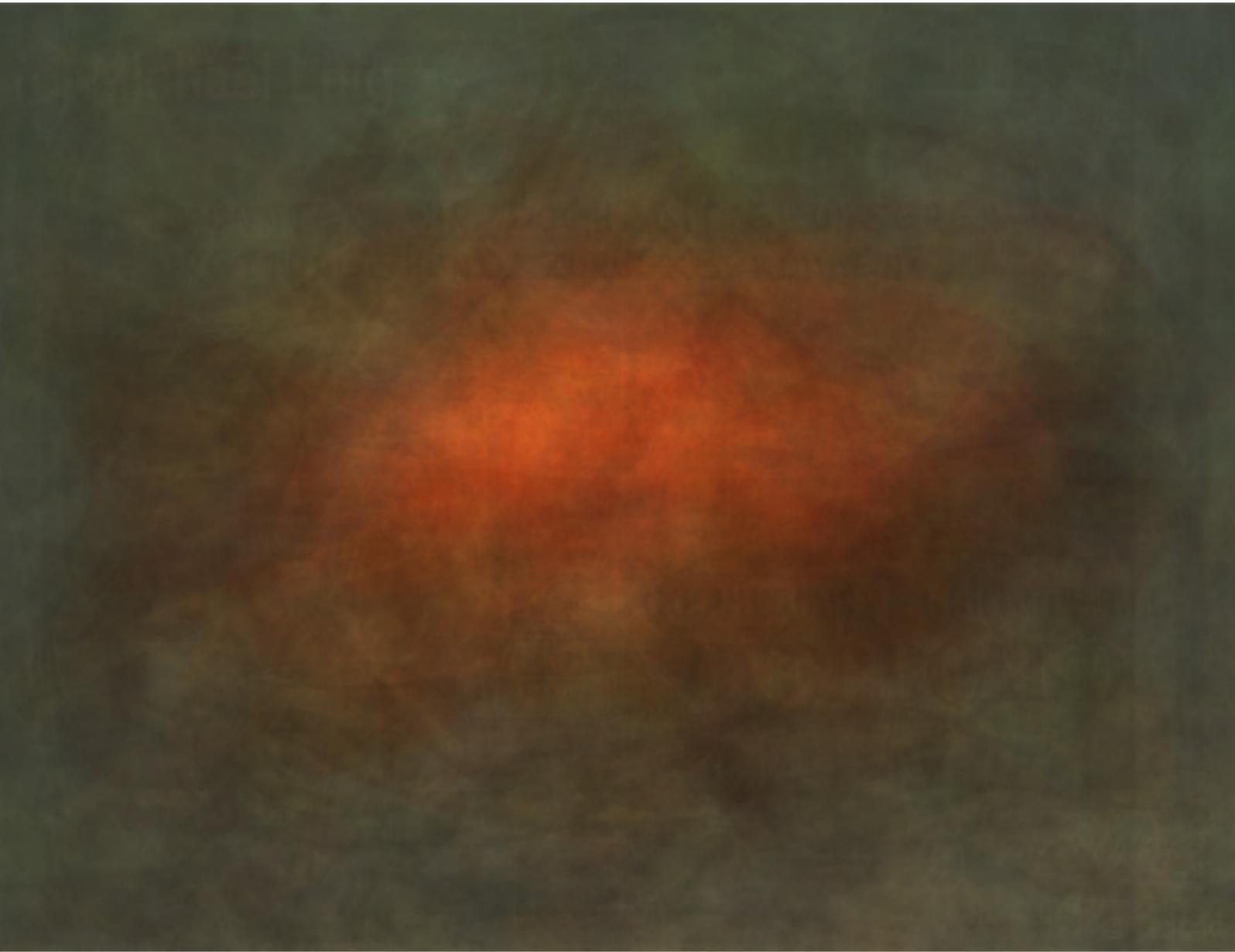
La création d'images repose sur un logiciel qui, au cours d'une multitude d'étapes définies par algorithme, génère une image unique à partir de la masse des images accessibles. Les images sont trouvées à l'aide de programmes de recherche d'images selon certains critères et téléchargées pour être traitées. Pour chaque terme de recherche, des centaines d'images sont ainsi traitées et superposées en couches. Chaque couche est si fine qu'elle ne peut être perçue séparément des autres, de sorte que l'image individuelle disparaît et que seules les zones superposées ressortent. On obtient ainsi des effets similaires à ceux de l'exposition multiple en photographie ou de la technique du sfumato, en usage à la Renaissance.





THE OPTIMIZATION OF THE FIVE SENSES









Musik ohne Noten

Wie Musikedition neu gedacht werden kann

Joachim Iffland, Rebecca Grotjahn

Notenzeichen stehen bisher im Zentrum von Musikeditionen. Doch was ist mit dem *Klang* von Stimmen und dem *Sound* von Instrumenten? Wie lässt sich Popmusik edieren, die meist nicht auf Papier notiert, sondern an den Instrumenten oder im Studio entwickelt wird und sich so den traditionellen Editionsethoden entzieht? Das Projekt «Edi-Phon» experimentiert mit einem neuen Ansatz, der die Editionsphilologie auf das ausweitet, was gemeinhin unter Musik verstanden wird: *das Er klingende*.

Musik, so könnte man postulieren, erklingt. Doch wie lässt sich Musik edieren? Was ist der edierbare Gegenstand, was ist der «Text», den Editionen gemeinhin voraussetzen und historisch-kritisch aufarbeiten? Hier auf gibt es eine traditionelle und eine visionäre Antwort. Die traditionelle Antwort verweist auf eine editorische Praxis, die nicht das Klingende ediert, sondern Notentexte: musikalische Werke also, die auf der Basis des westlichen Notensystems aufgeschrieben – komponiert – wurden. Musikedition, wie sie im Fach Musikwissenschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde¹, versteht Musik also nicht als erklingendes, sondern als primär geschriebenes Phänomen (aus dem in einem zweiten Schritt, durch Aufführung beziehungsweise *Interpretation*,

Klang wird). Die visionäre Antwort hingegen weist auf ein erstaunliches Defizit hin: *Er klingende* Musik wurde bisher noch gar nicht wissenschaftlich ediert! (Auf die damit verbundenen Herausforderungen kommen wir unten noch zu sprechen.)

Noten lösten Musik vom Menschmedium ab

Doch zunächst zur traditionellen Musikedition. Äquivalent zu Sprache und Schrift waren Noten in verschiedenen Kulturen ein frühes Mittel, Musik – unter Vernachlässigung des Performativen – *festzuhalten*, zu kommunizieren.² Noten haben Musik aus dem *Menschmedium* herausgelöst, in einen schriftlichen Körper übertragen und einen optisch lesbaren Text geschaffen, der es erstmals möglich machte, *zu Er klingendes* unabhängig von tatsächlich Musizierenden zu transportieren und zu überliefern.³

Im Sinne geisteswissenschaftlichen Edierens sind Noten und der durch sie abgebildete Text eine probate Grundlage, Musik im Sinne des Werkes kritisch aufzuarbeiten, also Abweichungen zwischen einer oder mehreren Quellen und dem edierten Werk kenntlich zu machen. Mittels Quellenbe-

1 Für einen Überblick über die Geschichte der Musikedition vgl. Emans, Reinmar und Ulrich Krämer: Vorwort, in: Emans/Krämer (2015) S. IX–XI.

2 Die Ursprünge der europäischen Notenschrift reichen in das 9. Jh. n. Chr. zurück. Archäologische Funde – etwa die in den 1950er-Jahren in der Nähe der antiken Stadt Ugarit entdeckten Tontafeln, die auf das 14. Jh. v. Chr. datiert werden – verweisen auf deutlich ältere Formen der Musiknotation. Für einen Überblick über die Geschichte der Musiknotation vgl. Schmid (2012).

3 Zu einer editorisch inspirierten Reaktivierung des Menschmediums vgl. Iffland (2021), S. 51.

schreibungen samt Filiation und Kritischem Bericht können hier – Note für Note – Lesarten, Varianten und Fassungen annotiert und quellenkundlich überlieferte Gestalten eines Werkes (oder Skizzen) dargestellt werden.⁴ In Bezug auf die Details zur Gestalt und zu möglichen Reproduktionsvarianten eines notierten Werkes oder vorhandener Skizzen steht der Forschung und der Praxis so ein breiter editorischer Komplex zur Verfügung.

Notenzeichen als Schaltzentrale von traditionellen Musikeditionen

Die seit knapp zwei Jahrhunderten erarbeitete Musikphilologie ist auf das Engste mit der Geschichte des Faches Musikwissenschaft verbunden. Sie rückte zunächst den «Text» (männlicher, der westlichen *Kunstmusik* zugeordneter Komponisten) in den Vordergrund ihres Arbeitens und legte in Form von Gesamt- und Denkmälerausgaben Werke «der als bedeutend erkannten Komponisten [!]»⁵ vor.

Seit etwa 20 Jahren wird, ausgehend vom Ediromprojekt an der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik in Detmold, die musikbezogene Editions-wissenschaft durch digitale Werkzeuge ergänzt und erneuert. Musik, die mit Zeichen des westlichen Notensystems dargestellt werden kann – beziehungsweise deren in Notenzeichen darstellbaren Aspekte, Phänomene und Ebenen –, können durch digitale Musikedition in hoher Granularität philologisch aufgearbeitet werden.⁶ Notenedition ist – vor allem durch die Arbeiten der *Music Encoding Initiative* – hierdurch vielschichtiger geworden, sie verknüpft die logische, die grafische und die akustische Domäne feingliedrig miteinander und integriert erstmals auch klangliche Aspekte in ihr Arbeiten. Sie trägt in besonderer Weise der Relativierung des Werkbegriffs Rechnung: Anstelle des *einen* Werk-Texts ediert sie die Überlieferung in Form von nun multimodal darstellbaren Varianten.⁷

Das Prinzip der digitalen Notencodierung – und somit das Prinzip digitalen Edierens – kann grundsätzlich auf jede Form bekannter Aufschreibesysteme der Vergangenheit und der Gegenwart angewendet werden. Doch das editorische Zentrum bilden hierbei stets Notenzeichen, die somit die Schaltzentrale des musikwissenschaftlichen Edierens darstellen. Musikedition bleibt also auch im innovativen digitalen

Medium einem konservativen an die Konzepte Schriftlichkeit und *Kunstmusik* gebundenen Musikbegriff verhaftet.

Und was ist mit der Popmusik?

Doch was ist nun – und somit zum visionären Teil der Antwort – mit dem Klang? Also dem, was im Alltag gemeinhin unter «Musik» verstanden wird? Was ist mit musikalischen Aspekten, die sich der Repräsentation durch Notenschrift entziehen? Was ist mit Popmusik, deren Existenz meist primär im akustischen Medium liegt und die nach Jahrzehnten der Abwertung und Marginalisierung erst seit ein paar Jahrzehnten als Gegenstand der Musikwissenschaft ernst genommen wird?⁸ Was ist mit Korpora von *tatsächlich Erklungenem* und mit dessen Eigenschaften, die sich mit Noten gar nicht darstellen lassen, wie etwa der Klang von Singstimmen und Instrumenten? Wie lassen sich Tondokumente edieren, auf denen Klangkunstwerke oder Interpretationen (die ihrerseits durchaus den Status als eigene Kunstwerke beanspruchen dürfen) gespeichert sind?⁹ Wie lassen sich (nicht nur Klang erzeugende) musikalische Ereignisse edieren, sodass sie als Gegenstände kulturwissenschaftlicher Analyse greifbar werden?¹⁰ Antworten auf diese Fragen stehen grösstenteils noch aus.

Der Sound lässt sich nicht in Noten wiedergeben

Nur ein Teil dessen, was gemeinhin als «Musik» gilt, ist an das traditionelle Medium der Schriftlichkeit gebunden, wird also zunächst mit Papier und Stift komponiert, um dann als Aufführung des Notierten zu erklingen. Grosse Teile der populären Musik, ebenso die elektroakustische Musik hingegen werden direkt im akustischen Medium «geschrieben». Sie werden von Musikerinnen und Musikern am Instrument oder im Tonstudio erfunden, in oft kollaborativen Prozessen weiterentwickelt und schliesslich in ihrer klanglichen Gestalt im elektroakustischen Medium gespeichert – also «phonographiert».

Wir schlagen hierfür den Begriff «Phonographische Musik» vor. Diese entzieht sich den traditionellen musikwissenschaftlichen Editions-methoden. Noch mehr: Editorische Methoden, welche die Existenz eines Notentextes voraussetzen, hätten eine Reduktion der musikalischen Komplexität zur Folge. Denn Aspekte des Klangs oder des Sounds, die die Kunst solcher Musik oft massgeblich ausmachen (viel mehr als etwa die Harmonik oder die Form), lassen sich in Noten nicht wiedergeben.

4 Einen Überblick zu Typen der Notenedition geben Appel/Emans (2017).

5 Emans/Krämer (2015), S. IX.

6 Digitale Musikedition nutzt hierfür das Prinzip der beschreibenden Metasprache: Da Notenzeichen im Zeichensystem ASCII (American Standard Code for Information Interchange) nicht existieren, wird ihre Bedeutung und ihr hierarchisches System beschreiben. Vgl. dazu Kepper (2011) und Iffland (2021).

7 Entsprechend regt Joachim Veit an, die digitale Edition als «Dokumentationsform» zu betrachten: Veit, Joachim: Digitale Musikedition, in: Appel/Emans (2017), S. 44–55, hier 54.

8 Vgl. Grotjahn/Iffland (2018), S. 380.

9 Vgl. Münzmay/Siegert (2019).

10 Vgl. Iffland (2020) und ders. (2021).

Wer phonographische Musik in Musikedition und -philologie integrieren und so auch eine sichere Basis für die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr schaffen möchte, muss Musikedition daher von Grund auf neu denken. Und an solchen Auseinandersetzungen besteht großes Interesse: Dokumentarische TV-Serien wie «This is Pop» (2021) oder «Watch the sound» (USA 2021) zeigen eine gesellschaftliche Neugierde an der Erkenntnis zu technischen Details und dem Zustandekommen von Sounds. Aktuelle Diskussionen kreisen etwa um Fragen und Kontroversen zum Einsatz digitaler akustikbezogener Korrektur-Werkzeuge wie *Auto-Tune* oder *Melodyne*.¹¹ Die Wirklichkeit, die sich durch das Hören einstellen mag, entspricht also unter Umständen nicht der Wirklichkeit, die im Rahmen der Produktion eines Stückes Relevanz hatte.

Die Endlosigkeit der Edition im Metatext

Getragen von den technischen Möglichkeiten des digitalen Edierens stellt sich aktuell das Projekt «EdiPhon» in Detmold der Herausforderung, technische und philologische Lösungen für die Edition phonographischer Musik zu entwickeln. Der Ansatz liegt in der technischen Trennung von Werktext und editorischer Erkenntnis. Nicht der phonographische Text – also das Audio-Objekt – selbst wird ediert, sondern ein Metatext, der lediglich die philologisch relevanten Informationen über den Text enthält. Dadurch wird auch die massive urheberrechtliche Problematik gelöst, die jeden Versuch, Audio-Objekte zu edieren, im Keim ersticken würde.

Der Metatext basiert auf der Umwandlung der zusammengehörigen Audio-Objekte (zum Beispiel Single- und Albumversion eines Stückes, Stems et cetera) in visuelle Daten (zum Beispiel Waveform oder Spektrogramm). Mittels Synchronisationspunkten lassen sich diese Audio-Objekte (sowie gegebenenfalls zugehörige Noten- und Verbaltexte) aufeinander beziehen und es werden Annotationsspuren angelegt, die während des Hörens der Audiodatei verfolgt werden können. Neben einer standardisierten Anzeige phonographie-spezifischer Metadaten können hier Hinweise auf Quellen(arten) und Abweichungen sekundengenau angebracht werden. So ist es möglich, jede vom System des Notentextes losgelöste Information editorisch zu integrieren. Diese (von einem Menschen erstellten) Metatexte sind Basis einer Editions-App, die das auf dem Computer der Endnutzer vorhandene Audio-Objekt analysiert, die Dateien via Audio-Fingerprint erkennt und sie mit dem zentral abrufbaren Metatext verknüpft. Somit hat die Endnutzerin beim Abspielen ihrer Audiodateien Zugriff auf die Informationen in den Annotationen. Zusätzlich enthält die App ein Tool, in dem Endnutzer ihre analytischen Beobachtungen notieren und den Synchronisationspunkten zuordnen können.

Résumé

La musique relève de l'auditif. Comment, dès lors, l'éditer ? Quel en est l'objet éditable, quel est le « texte » que les éditions requièrent d'ordinaire et qu'elles traitent de manière historique et critique ? Il existe une réponse traditionnelle et une réponse visionnaire à cette question : la réponse traditionnelle renvoie à une pratique éditoriale qui n'édite pas les sons, mais les partitions, c'est-à-dire les textes musicaux, les œuvres musicales qui ont été écrites – composées – sur la base du système de notation occidentale. L'édition musicale, telle qu'elle a été développée dans la discipline de la musicologie depuis le milieu du XIX^e siècle, comprend donc la musique en premier lieu non pas comme phénomène sonore, mais bien comme phénomène écrit. La réponse visionnaire, en revanche, met en évidence un manque étonnant : la musique dans sa forme sonore, combinant sons et silences, n'a encore jamais fait l'objet d'une édition scientifique !

Le projet « EdiPhon » s'inscrit dans cette brèche en expérimentant une nouvelle méthode qui étend la philologie éditoriale à la musique phonographique, sonore. L'approche repose sur la séparation technique du « texte » phonographique (c'est-à-dire de l'objet audio) et de la connaissance éditoriale. Ce n'est pas l'objet audio lui-même qui est édité, mais un métatexte qui contient toutes les informations philologiques pertinentes sur le « texte ». En dernière instance, cela rend possible une édition sans fin, dans la mesure où de nouvelles découvertes, de nouveaux modes d'écoute et de nouvelles connaissances sur ce qui a été entendu peuvent être ajoutés en permanence. Le champ de la philologie de l'édition est ainsi élargi à ce que l'on entend généralement par musique : ce qui sonne.

Adäquat zu traditionellen, gewachsenen editorischen Anforderungen soll mit «EdiPhon» die editorische Darstellung also auf die klangliche Dimension erweitert werden. In letzter Instanz wird damit auch eine *Endlosigkeit* der Edition möglich, indem neue Entdeckungen, Hörweisen und Wissen über das Gehörte stetig ergänzt werden können. Dadurch wird das Feld der Editionsphilologie auf das ausgeweitet, was gemeinhin unter Musik verstanden wird: *das Erklingende*.

11 Vgl. Provenzano (2021).

Literatur

- Appel, Bernhard R. und Emans, Reinmar (2017): Musikphilologie. Grundlagen – Methoden – Praxis, Lilienthal.
- Emans, Reinmar und Ulrich Krämer (2015): Musikeditionen im Wandel der Geschichte, Berlin.
- Grotjahn, Rebecca und Joachim Iffland (2018): Digitale Musikedition und die Wissenschaft der Populären Musik, in: Die Musikforschung 71,4, S. 379–393.
- Iffland, Joachim (2021): «Gib uns deine Mundharmonika, bitte». Digital Humanities zwischen Musiksoziologie und Musikedition. Ein Konzertereignis als Experimentierfeld, Paderborn (Dissertation).
- Iffland, Joachim (2020): Das Erkenntnispotenzial digitaler Musikedition, in: Schöch, Christof (Hg.): DHd 2020. Spielräume. Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation, Paderborn, S. 288f. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3666690>.
- Kepper, Johannes (2011): Musikedition im Zeichen neuer Medien. Historische Entwicklung und gegenwärtige Perspektiven musikalischer Gesamtausgaben, Norderstedt.
- Münzmay, Andreas und Christine Siegert (2019): Phonographischer Text, Interpretation und Aufführungsmaterial als kritisch edierbarer Sachzusammenhang. Ein Beitrag zur Theorie der Edition von Klangdokumenten, in: editio 33,1, S. 10–30.
- Provenzano, Catherine (2021): Melodyne's Nature, in: Musicology Now, online: <https://musicologynow.org/melodynes-nature/> (Zugriff 1.10.2021).
- Schmid, Manfred Hermann (2012): Notationskunde. Schrift und Komposition 900–1900, Kassel.

Links

Projekt «Edition phonographischer Musik»:
www.muwi-detmold-paderborn.de/forschung/edition-phonographischer-musik

Virtueller Forschungsverbund Edirom: www.edirom.de

Music Encoding Initiative (MEI): www.music-encoding.org

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5619814>

Zum Autor und zur Autorin

Joachim Iffland ist promovierter Musikwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Digitale Edition Phonographischer Musik» am Musikwissenschaftlichen Seminar Detmold/Paderborn. Dort beschäftigt er sich seit 2014 mit der Weiterentwicklung digitaler Musikedition sowie mit der kulturwissenschaftlichen Erforschung populärer Musik.

Rebecca Grotjahn ist Professorin für Musikwissenschaft an der Universität Paderborn. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in der Geschichte des Singens und des Lieds, und in der Edition von Popmusik. Für das Projekt «Edition phonographischer Musik» wurde sie 2020 mit dem Forschungspreis der Universität Paderborn ausgezeichnet.



Editionslandschaft Schweiz. Eine Tour d'Horizon

Heinz Nauer

Wer sich einen Überblick über Editionsprojekte in der Schweiz verschaffen will, hat es nicht einfach. Die Editionslandschaft ist fragmentiert und es müssen eine ganze Reihe von Verzeichnissen und Datenbanken konsultiert werden. Breite Einblicke geben unter anderem:

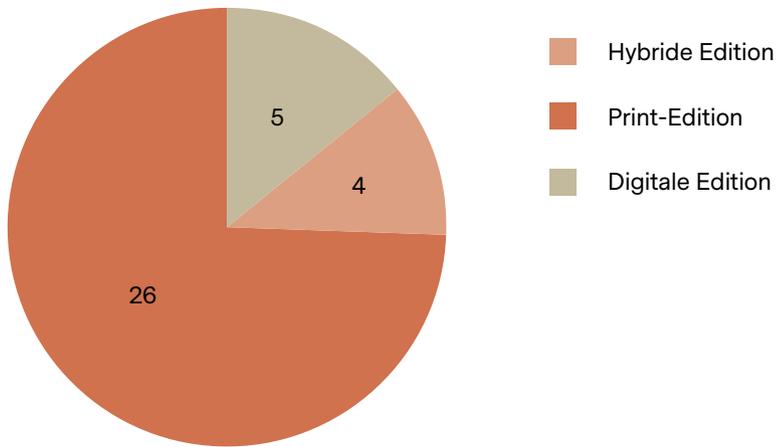
- die Forschungsdatenbank des Nationalfonds mit 36 Einträgen zu geförderten Editionen;
- das Portal «A European Gateway for the Academies of Sciences and Humanities» (Agate), das laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte der Akademien in Deutschland und der Schweiz erfasst;
- die Editionen-Datenbank von infoclio.ch, die auf einer Umfrage von 2014 basiert und 113 historische Projekte enthält;
- die Mitgliederliste des Vereins e-editiones, der 2020 zwecks Förderung und Koordination von Entwicklungen im Open-Source-Bereich für wissenschaftliche digitale Editionen gegründet wurde;
- die Projektliste der Datenplattform «Data and Service Center for the Humanities» (DaSCH);
- die Web-Übersicht der Infrastrukturen aus dem Netzwerk der SAGW mit 12 Editionsprojekten.

Auf diesen Grundlagen – und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – haben wir ein Verzeichnis mit 35 laufenden Editionsprojekten in der Schweiz zusammengestellt: Die Mehrheit der Projekte ist an den grossen Volluniversitäten

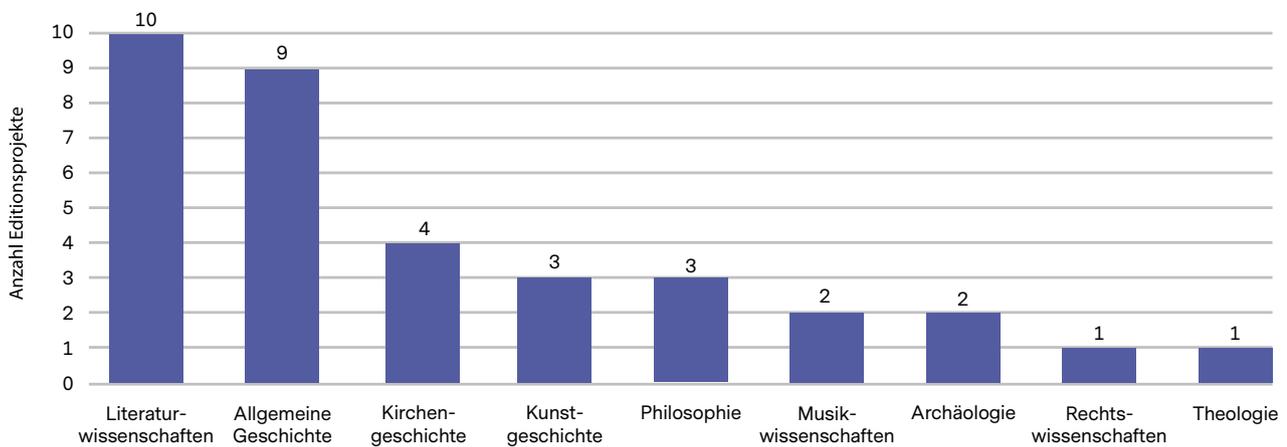
der Deutschschweiz angesiedelt (Basel 8, Zürich 7, Bern 6), eine Minderheit ist an anderen Hochschulen oder in Forschungsarchiven beheimatet oder an den Akademienverband angeschlossen.

Die Auswertung nach Form, Disziplin und Zieljahrhundert (siehe Grafiken) zeigt: Die grosse Mehrheit erscheint in hybrider Form (26); mehr als die Hälfte der Editionen lassen sich den Literaturwissenschaften (10) und der allgemeinen Geschichte (9) zuordnen, wobei viele Projekte in interdisziplinären Teams polyperspektivisch an ihren Gegenständen arbeiten und eine eindeutige Zuteilung zu einer einzelnen Disziplin oft eine Vereinfachung darstellt; die Editionen befassen sich am häufigsten mit Quellen und Texten aus dem 19. Jahrhundert (12), gefolgt vom 18. (9), 16. und 20. Jahrhundert (beide 8).

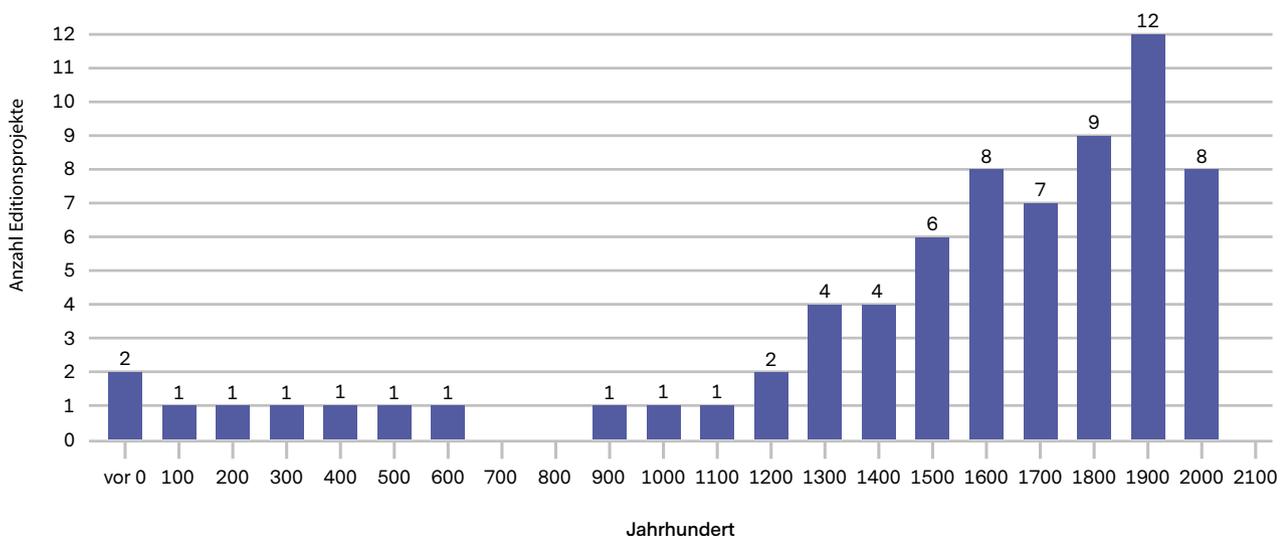
Das Verzeichnis ist auf der Website der SAGW aufgeschaltet: von A wie «Alexander von Humboldt: Sämtliche Schriften» über D wie «Diplomatische Dokumente der Schweiz» bis W wie «Wolfram von Eschenbach, Parzival. Eine neue textkritische Ausgabe».



Grafik 1: Editionsprojekte nach Form (N=35).



Grafik 2: Editionsprojekte nach Disziplin (N=35).



Grafik 3: Editionsprojekte nach Zieljahrhundert (teilweise mehrere Jahrhundert pro Edition, N=35).

8

Editionen stellen sich vor

2021 hat die SAGW vom Schweizerischen Nationalfonds die vollständige finanzielle Zuständigkeit für acht langfristige Editionen übernommen.

Alle Projekte erhielten sieben Fragen gestellt, wovon sie hier je fünf beantworten.

1

Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Karl Barth

Laufzeit: 1971–
Arbeitsstelle: Basel
Themen: Theologie, Literatur, Zeitgeschichte
www.theologie.unibas.ch/de/karl-barth-zentrum

Mit der Gesamtausgabe der Werke des Schweizer evangelischen Theologen Karl Barth (1886–1968) werden die teils noch nicht oder nur verstreut veröffentlichten Texte der internationalen Forschung in einer kritisch kommentierten Ausgabe zugänglich gemacht.

Was findet man in Ihrer Edition?

Texte des wohl wichtigsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts, versehen mit Erläuterungen zu ihrer Entstehung sowie textkritischen und kommentierenden Apparaten.

Warum ist das wichtig?

Um Barths Texte, die auch heute noch (und gerade heute wieder) aktuelle (und nicht nur) theologische Positionsbestimmungen enthalten, kontextuell zu erläutern und so heutigen Lesern verständlich zu machen. Zudem werden viele bis jetzt nur entlegen oder gar nicht veröffentlichte Texte der Forschung zugänglich gemacht, sodass sich die Quellengrundlage für die Beschäftigung mit Barth und seiner Theologie erweitert.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die Verknüpfung von wissenschaftlichem Anspruch und Lesbarkeit der Texte.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Finanzierung oder Beteiligung an einer langfristigen Infrastruktur für *Text-Code-Initiative*-Editionen via dem Verein *e-editiones* oder *Sources Online*.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen: Sie präsentiert umfangreiches, ansonsten nicht zugängliches Quellenmaterial, ist ausgesprochen sorgfältig ediert, auch digital benutzerfreundlich und vor allem nachhaltig umgesetzt.

Antworten: Georg Pfeleiderer

2

Basler Edition der Bernoulli-Briefwechsel

Laufzeit: 2007–
Arbeitsstelle: Basel
Themen: Wissenschaftsgeschichte, Briefwechsel
www.ub.unibas.ch/bernoulli

Die Edition hat die vom späten 17. bis ins späte 18. Jahrhundert über drei Generationen sich erstreckenden Briefwechsel von acht Mitgliedern der Gelehrten- und Mathematikerfamilie Bernoulli sowie dem der Familie nahestehende Mathematiker Jacob Hermann (1678–1733) mit 400 Korrespondenten zum Inhalt.

Was findet man in Ihrer Edition?

Aktuell: Metadaten von über 5400 Briefen im Basler Inventar der Bernoulli-Briefwechsel im Katalog der Universitätsbibliothek Basel und textkritisch konstituierte Texte von rund 1600 teilweise mit inhaltlichen Kommentaren versehene Briefen auf dem Bernoulli-Wiki. Künftig: eine Bernoulli-Plattform, über die auf sämtliche verfügbare Ressourcen wie Metadaten, Briefftexte, Digitalisate oder Register zugegriffen werden kann.

Warum ist das wichtig?

Die Briefwechsel der Mathematiker Bernoulli und ihres Umfelds sind ein wesentlicher Bestandteil des Netzwerks der europäischen Gelehrtenrepublik im 18. Jahrhundert.

Sie geben einen Einblick in das Schaffen der einflussreichen Basler Mathematiker und Naturforscher, die nicht nur wichtige Entdeckungen gemacht, sondern ganze Wissenschafts-

zweige aufgebaut haben, so die systematisch begründete Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Integralrechnung oder die Hydrodynamik. Durch ihre Lehrtätigkeit haben sie über Söhne und Schüler (Leonhard Euler ist der genialste von ihnen) sowie durch ihre Briefwechsel die Leibnizsche Infinitesimalrechnung auf dem europäischen Kontinent verbreitet.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Es ist zu wünschen, dass Editionen, welche meist langjährige Projekte implizieren, nachhaltig und über längere Zeitspannen gefördert werden. Für unsere Edition ist im Besonderen zu wünschen, dass das Projekt auch über die aktuelle Förderphase von 3,5 Jahren hinaus weiter finanziell gesichert wird.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Zuverlässig, nachhaltig, interoperabel – mit Integration interaktiver Tools, statistischen und visualisierenden Auswertungen, Einsatz von Künstlicher Intelligenz bei der Transkription und dem Processing der Texte.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Unter den inhaltlich uns nahestehenden sind wir von der «Edition Humboldt Digital» an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften besonders angetan; webtechnologisch gesehen überzeugt uns die «Briefedition August Wilhelm Schlegel» durch ihre übersichtliche und intuitiv bedienbaren Nutzeroberflächen und Recherchetools sowie durch die Auslotung von Potentialen der Digital Humanities. Beide sind sorgfältig konzipiert, dokumentiert und erschlossen.

Antworten: Sulamith Gehr, Martin Kurz, Fritz Nagel

3

Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf

Laufzeit: 2008–2038
Arbeitsstelle: Forschungsstelle Jeremias Gotthelf, Bern
Themen: Literatur, Geschichte, Pädagogik, Theologie
www.gotthelf.unibe.ch

Die Edition verfolgt das Ziel, die Werke und Briefe des Lützelflüher Pfarrers und Volksschriftstellers Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf vollständig zugänglich zu machen: Neben der kritischen Edition sämtlicher greifbarer Handschriften präsentiert sie auch zum ersten Mal alle zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Drucke in ihrem originalen Wortlaut.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf bietet den Originalwortlaut der zu Lebzeiten gedruckten Texte, sämtliche international ermittelten Handschriften der Werke und Briefe sowie eine umfassende Kommentierung. Die Edition erscheint in zwei Formaten: in einer gedruckten Bibliotheksedition und in naher Zukunft auch in einer frei zugänglichen digitalen Edition, die in Kooperation mit der Hochschule der Künste Bern entwickelt wird und die Editionsdaten medienkonform neu interpretiert.

An wen richtet sich die Edition?

Die Editionen richten sich an Leserinnen und Leser aus den Geschichts- und Literaturwissenschaften, der Theologie und Pädagogik. Die digitale Edition öffnet sich auch für ein breiteres Publikum und für den schulischen Gebrauch.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die historisch-kritische Edition folgt einem doppelten Begriff der Textgenese. Darunter wird einerseits die Analyse der materiell überlieferten Arbeit am Text verstanden, andererseits die historische Erkundung der *Ermöglichungsbedingungen* des literarischen und amtsbezogenen Schreibens. Die Kontexte in der politisch und mediengeschichtlich wichtigen Erprobungsphase der modernen Schweiz sind wichtig für die Textentstehung. Daher setzt die Edition sowohl auf philologische Genauigkeit als auch auf eine kontextualisierende Kommentierung.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Erstens, Trennung von Daten und variablen Datendarbietungen auf diversen *Devices*. Zweitens, dynamische Berücksichtigung differenzierter Nutzungsszenarien. Drittens, Stärkung der philologischen Orientierung an Modellen der textgenetischen Analyse.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Digitale Editionen mit Vorbildcharakter für künftige Entwicklungen, unter anderen «Arthur Schnitzler digital», «Carl-Maria von Weber Gesamtausgabe», «Alfred Escher-Briefedition», «*The William Blake Archive*».

Antworten: Christian von Zimmermann

4

Mittelalterliche und frühneuzeitliche Handschriften

Laufzeit: 1989-
Themen: Handschriften, Mittelalter, Frühe Neuzeit
www.codices.ch

Das Kuratorium «Katalogisierung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften der Schweiz» unterstützt die kleinen und mittelgrossen Bibliotheken bei der Erfassung und Katalogisierung von Handschriften.

Was findet man in Ihrer Edition?

Unser Projekt produziert keine Editionen im engeren Sinn, sondern erschliesst den Bestand an mittelalterlichen Handschriften, die sich in kleinen und mittelgrossen Institutionen der Schweiz befinden, durch detaillierte Beschreibungen. In unseren reich illustrierten Einleitungen wird die Geschichte der Sammlungen dargestellt. Die Beschreibungen der einzelnen Handschriften folgen dem in den 1960er-Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft entwickelten Schema für die sogenannte Tiefenerschliessung. Behandelt werden die drei Bereiche «Geschichte», «Inhalt» und «Äusseres der Handschrift». Dazu kommt eine Übersicht über die bisherige Forschung zur Handschrift.

Warum ist das wichtig?

Die fachgerechte Erschliessung der Handschriften bildet eine der wichtigsten Grundlagen für die Arbeit der Mittelforschung in all ihren Aspekten. In diesen Handschriften sind die Texte und Bilder überliefert, auf denen Forschung aller Fachrichtungen beruht: der Theologie, der Rechtsgeschichte, der Medizingeschichte, der Kunstgeschichte, der Geschichte sowie der diversen philologischen Disziplinen. Die Tiefenerschliessung kann selber schon zu wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritten durch Neufunde, Neuidentifizierungen und Neubewertungen beitragen. Gut erschlossene und zugängliche Handschriftenbestände regen aber vor allem die weitere wissenschaftliche Erforschung an. Und sie erleichtern die darauf aufbauende wissenschaftliche Arbeit mit den Handschriften. Dies ist heute, da eine solide Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften keine Selbstverständlichkeit mehr ist, von grösserer Bedeutung als je.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Die Digitalisierung hat die editorischen Möglichkeiten enorm erweitert. Einerseits haben wir viel mehr Darstellungs- und Verknüpfungsmöglichkeiten, andererseits sind die Informationen – im Vergleich mit den grossen gedruckten historisch-kritischen Ausgaben, die man fast nur in Bibliotheken findet – in Open Access einem grösseren Publikum einfacher zugänglich. Dies sind Chancen, die auch genutzt werden sollen. Die Gefahr ist, dass die Editionen immer aufwendiger und spezialisierter werden und trotz verbesserter Zugänglichkeit dadurch ein immer kleineres Publikum finden. Ich erachte es deshalb als wichtig, alle Editionen weiterhin auch gedruckt zu publizieren – allenfalls in «abgespeckter» Version.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Mit Vergnügen und Gewinn benutze ich zum Beispiel die Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe der Werke Thomas Manns. Sie hat die goldene Mitte zwischen detaillierter Erschliessung und guter Lesbarkeit gefunden, ist nicht zu teuer und typografisch schön gestaltet.

Antworten: Ueli Dill

5

Johann Caspar Lavater: Historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel

Laufzeit: 2017–2028

Arbeitsstelle: Deutsches Seminar der Universität Zürich

Themen: Aufklärung, Theologie, Philosophie, Pädagogik

<https://lavater.com>

Das Forschungsprojekt «Johann Caspar Lavater: Historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel» erfasst die umfangreiche Korrespondenz des Zürcher Theologen und Philosophen für das Verständnis zentraler Diskurse der Kultur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Was findet man in Ihrer Edition?

Auf der Grundlage der vollständigen Digitalisierung und Erschliessung der über 23 000 Briefe von und an Johann Caspar Lavater wird dessen Netzwerk aufgezeigt und eine gezielte Auswahl der Briefwechsel historisch-kritisch ediert.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die digitale Edition ist in ihrer dualen Anlage (Netzwerkstruktur/Edition) völlig neuartig: Neben dem Aufzeigen der Netzwerkstruktur durch innovative Verfahren ist der Briefwechsel über eine dreispaltige Ansicht «Digitalisat», «Transkription» und «Stellenkommentierung» sowie «Beilagen» und «Register» einsehbar.

Der überlieferte Briefbestand bietet reiches Quellenmaterial für die Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk Lavaters, gibt darüber hinaus aber auch Auskunft über gelehrte Kommunikationsnetzwerke, über Veränderungen der Brief- und Wissenskultur sowie über Phänomene des intellektuellen Kulturaustausches im 18. Jahrhundert.

Als *Born-Digital*-Edition wird im Projekt im Verbund mit Partnerinstitutionen ein internationales Korrespondentennetzwerk als Gefüge präsentiert und abgebildet. Die einzelnen Elemente der Edition lassen sich jederzeit ergänzen, korrigieren und interdisziplinär verbinden.

Was müssen Sie in Ihrem Projekt noch verbessern?

Was die Nachhaltigkeit anbelangt, so sind die Strukturen zwar bereits fundiert gelegt, doch muss noch gesichert sein, dass über das Projektende hinaus das Frontend für die Forschung sichtbar bleibt.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Strukturen für Editionsprojekte, was die Nachhaltigkeit der Daten anbelangt, nicht aus den Editionsprojekten heraus erarbeitet werden müsste, sondern über die Förderinstitutionen geleistet werden könnte. Wichtig wäre dabei auch, dass nach Abschluss des Projektes nicht nur die Daten in einer Institution gehostet werden, sondern über Fördergelder für diese Institution auch das Frontend der Edition nachhaltig gepflegt wird.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die «Sulzer-Brief-Edition»: Sie zeichnet sich durch eine äusserst fundierte Forschung zu Johann Georg Sulzer aus, kombiniert mit dem Anspruch, dessen Vernetzung innerhalb der Gelehrten des 18. Jahrhunderts über Quellendokumente aufzuzeigen. Sie erscheint hybrid als Printedition und als digitale Edition mit dem Anspruch, der Forschung zur Verfügung zu stehen und diese zugleich zu prägen.

*Antworten: Ursula Caflisch-Schnetzler,
Davide Giurato*

6

Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen online

Laufzeit: 1898–
Arbeitsstelle: ganze Schweiz
Themen: Recht, Geschichte
www.ssrq-sds-fds.ch

Die Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins sammelt und publiziert seit 1898 im Gebiet der heutigen Schweiz entstandene Rechtsquellen. Ediert wird Quellenmaterial vom Mittelalter bis zum Ende der Alten Eidgenossenschaft 1798.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die «Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen online» enthält nicht nur klassische Rechtsquellen wie Stadt- und Landrechte oder Gerichtssatzungen, sondern auch wichtige Verträge, bedeutende Gerichtsurteile und Auszüge aus Ratsprotokollen mit Verordnungen zu allen erdenklichen Herausforderungen des sozialen Zusammenlebens.

Warum ist das wichtig und an wen richtet sich die Edition?

Die Zielgruppe ist breit definiert, da komplexe historische Dokumente möglichst vielen Menschen international frei zugänglich gemacht werden sollen. Die Edition richtet sich nicht nur an Forschende verschiedener Disziplinen wie der Rechtswissenschaften, der Geschichte oder den Sprachwissenschaften, sondern ebenso an ein breites Publikum.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die Sammlung spiegelt die Rechtsentwicklung im Gebiet der heutigen Schweiz über mehrere Jahrhunderte wider und schafft neben faktischen Erkenntnissen auch Raum für neue Betrachtungs- und Interpretationsweisen. Die digitale Bereitstellung des Materials und die Verlinkung mit den Datenbanken (Begriffe, Orte, Personen, Familien, Organisationen) bieten Forschenden wertvolle Hilfestellungen, um die Informationsdichte der Editionen auszuwerten.

Die Sammlung ist eine offene Türe zur Alltagsgeschichte unserer Vorfahren. Weiter gibt sie Einblicke in die Organisation und Arbeitsweise der früheren Verwaltung und Gerichte, in das politische System sowie in die damaligen Machtverhältnisse.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Wir wünschen uns eine langfristige Förderung inklusive der digitalen Infrastruktur.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

«HallerNet» und die «Alfred-Escher-Briefedition»: Diese digitalen Editionen erlauben zahlreiche innovative Zugänge zum Quellenmaterial.

Antworten: Pascale Sutter

7

Kritische Robert Walser-Ausgabe

Laufzeit: 2007–2032
 Arbeitsstelle: Basel, Zürich
 Themen: Literatur
<https://kritische-walser-ausgabe.ch>

Die Kritische Robert Walser-Ausgabe bietet als gedruckte und als elektronische Edition erstmals die vollständige Überlieferung von Walsers Werk als handschriftlicher Entwurf, Reinschriftmanuskript, Einzeldruck oder Buchausgabe.

Warum braucht es eine Kritische Robert Walser-Ausgabe?

Robert Walsers Werk zeichnet sich durch seine weit zerstreuten Publikationen und deren komplexe Bezüglichkeiten aus. Die Sicherung der Überlieferung und die Dokumentation der Historizität der Texte, ihrer Publikationskontexte, ihrer Varianz und ihrer poetischen Dynamik ermöglichen neue Zugänge, Lektüren und Forschungsfragen und sind für das Verständnis von Walsers Dichtung grundlegend.

An wen richtet sich die Edition?

Sie erfüllt alle wissenschaftlichen Anforderungen an eine kritische Ausgabe und ist zugleich als Leseausgabe angelegt.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Ein auszeichnendes Merkmal ist die Aufmerksamkeit für die Medialität und die Kontextualität der Überlieferung. Für Walsers Poetik ist das Schreiben und die Schrift von grundlegender Bedeutung. Daher werden die Handschriften durch die Kombination der Faksimiles mit den Umschriften zum Gegenstand der Edition gemacht.

Parallel dazu liegt ein Grundgedanke der Edition in der Dokumentation des Veröffentlichungszusammenhanges für die publizistisch weit gestreuten Einzelveröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Auf diese Kontexte hat Walser in seinen Texten vielfach reagiert und sie waren für die Rezeption seines Werkes bestimmend.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Genau, zugänglich, kritisch.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die Ausgabe «Der späte Nietzsche. Manuskriptedition des Nachlasses 1885–1889» (KGW IX) beantwortet definitiv und vorbildlich die Frage nach Nietzsches jahrzehntelang umstrittenem «Nachlass der 1880er-Jahre», indem sie bis ins kleinste Detail erfahrbar macht, in welchem Zustand Nietzsches Spätwerk tatsächlich erhalten ist.

Die Edition ist auch darin vorbildlich, dass sie einerseits die bestehende, in den 1960er-Jahren konzipierte Nietzsche-Edition von Giorgio Colli und Mazzino Montinari vervollständigt, andererseits aber die neuere Entwicklung der Editionswissenschaft in Theorie und Praxis berücksichtigt und für die eigene philologische Arbeit nutzt.

Antworten: Christian Walt

8

Anton Webern Gesamtausgabe

Laufzeit: 2006-
 Arbeitsstelle: Basel, Wien
 Themen: Musik
www.anton-webern.ch

Die Anton Webern Gesamtausgabe ist eine historisch-kritische Edition, die das gesamte kompositorische Schaffen des österreichischen Komponisten und Dirigenten Anton Webern (1883–1945) der Öffentlichkeit in wissenschaftlich angemessener und der musikalischen Praxis dienender Form zugänglich machen will.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die Edition umfasst das gesamte Schaffen von Anton Webern: sowohl die von ihm selbst zum Druck beförderten Werke als auch deren unpublizierte Fassungen, zu Lebzeiten unveröffentlichte Kompositionen, Jugend- und Studienkompositionen sowie Fragmente, Skizzen und Bearbeitungen. Als hybride

Edition verbindet sie gedruckte, bei der Universal Edition in Wien verlegte Notenbände (Print-Edition) mit digital verknüpften und in Open Access zugänglichen Notentexten und Kontextmaterialien (Online-Edition).

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Sie berücksichtigt die unterschiedlichen Nutzungsinteressen aus Wissenschaft und Musikpraxis an einer Notenedition durch eine Trennung in drei verschiedene Editionsformen (Werk-, Text- und Skizzenedition). Die online präsentierten Anteile basieren dabei auf der erstmalig umfänglichen Anwendung von semantischen Modellen, die wiederum auf einem Resource Description Framework (RDF/Linked Data) für eine wissenschaftliche Musikedition basieren.

Was müssen Sie in Ihrem Projekt noch verbessern?

In einer Hybrid-Edition stellt die Abstimmung zwischen den beteiligten Medien in inhaltlicher und organisatorischer Hinsicht eine besondere Herausforderung dar. An der Verbesserung der notwendigen Koordinierung arbeiten wir auch mit unseren Kooperationspartnern gezielt.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Begehrbar (Virtual Reality), selbstlernend (Artificial Intelligence), semantisch verknüpft (Linked Data).

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die «editorisch konstituierten Zettelkomplexe» von Niklas Luhmann (niklas-luhmann-archiv.de) stellen mit ihren Verknüpfungs-, Such- und Darstellungsmöglichkeiten eine beeindruckende und überaus anregende digitale Edition von Material dar, das mit herkömmlichen Editionswerkzeugen schwer zu fassen wäre.

Antworten: Matthias Schmidt



Eine Welt voller Geschichten

Editionen mittelalterlicher Exempel-Sammlungen

Julia Burkhardt

Im Mittelalter entstanden zahlreiche Exempel-Sammlungen für Unterricht und Predigt. Ihre narrative Vielfalt war beliebt und so wurden sie in unterschiedlicher Form immer wieder abgeschrieben. Diese komplexe Überlieferung fordert Editorinnen und Editoren heraus: Wie gehen wir methodisch mit der Menge und Varianz solcher Texte um? Welche Präsentationsform erlaubt einen systematischen und zugleich übersichtlichen Zugriff? Exempel-Sammlungen regen dazu an, über Herausforderungen und Potenziale moderner Editionen nachzudenken.

Storytelling erfreut sich in unserer Zeit beträchtlicher Beliebtheit: Mittels kleiner, lebendiger Geschichten lassen sich Wissensbestände eingängig darlegen und so die Aufmerksamkeit von Rezipientinnen und Rezipienten steigern. Im Mittelalter war das nicht anders: Seit dem 13. Jahrhundert erlebte die Textgattung der Exempel eine Hochkonjunktur. Exempel (lateinisch *exempla*) waren kurze Geschichten, die mittels eines verständlichen Beispiels eine moralische Aussage übermitteln und zugleich einen Handlungsimpuls geben wollten. Nutzen und erzählerischer Reiz von Exempeln waren zwar schon seit der Antike bekannt, doch im 13. Jahrhundert entdeckte man ihre narrativ-didaktische Attraktivität neu: Prägnant, einprägsam und vor allem lebensnah konnten Exempel religiöses Wissen und Normen über den menschlichen Alltag und Wunderglauben vermitteln – beispielsweise in der Predigt oder der Ausbildung in einem Kloster. Von dieser Popularität kündeten zahlreiche Exempel-Sammlungen aus dem hohen und späten Mittelalter: Sie schufen eine *Welt voller Geschichten*.

Anders als es das Wort «Exempel-Sammlung» vermuten lässt, verfassten Autoren und Kompilatoren aber nicht immer neue Exempel und reihten sie aneinander; vielmehr trugen sie Neues und Bekanntes zusammen, rekombinierten den Erzählbestand und fügten ihn in übergeordnete Ordnungskonzepte ein. Bei Leserinnen und Lesern sowie Zuhörerinnen und Zuhörern kam das gut an: So wurden zahlreiche Exempel-Sammlungen noch in den Jahrhunderten nach ihrer Entstehung kopiert und verbreitet – entweder vollständig (wobei durchaus in den Sammlungsumfang oder die Reihenfolge der Geschichten eingegriffen wurde) oder mit Blick auf den Reiz der kurzen Geschichten auch nur auszugsweise.

Diese komplexe Überlieferung stellt moderne Editorinnen und Editoren vor nicht unerhebliche Herausforderungen: Wie ist mit der Menge und Varianz breit überlieferter Texte methodisch umzugehen? Wie sind Unterschiede in Bezug auf Länge und Reihenfolge einzelner Geschichten zu behandeln und inwiefern werden spätere Ergänzungen berücksichtigt? Welche Präsentationsform ist geeignet, um heutigen Nutzerinnen und Nutzern einen systematischen Zugriff auf diese Texte zu ermöglichen?

Solchen Fragen widmet sich ein Teilprojekt des Akademievorhabens «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle» an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, das Exempel-Sammlungen aus dem 13. Jahrhundert ediert.¹ Anhand zweier Projekte aus diesem Arbeitsprogramm – dem

1 Das Projekt wird im Rahmen des deutschen Akademienprogramms gefördert. Weitere Informationen unter: www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter.



Dum in
 pud xpm
 in unitate
 ecclesie fi
 deles habet
 et hinc o
 bedire sa

tagnit tunc regi. Sub h
 rege oēs particulares et
 clesie. prelatos habet tan
 q̄ reges. qui utiq; in cle
 vo misterio fidei dñant.
 Qualis at̄ prelat⁹ esse
 debeat. in pmo om̄i tex
 tus ostendit. ¶ Expre
 latus debet esse bone vi
 re et bone fame. ¶ Capi

Ringit apū mel
 lei coloris ē. et
 electo flore et
 ex oī copia factus. Qd
 in melle nisi mox sine
 vitis? et qd in flore nisi
 fame redolētia designa
 tur. Cūntū autē ad se.
 bonā consuetūā necesse
 ē habē plātū. q̄ntū vō ad
 proximū bonā famam.
 Unde vernāssim⁹ pater
 augustin⁹. Consuetū tibi.
 fama at̄ proximo tuo ne
 cessaria est. Sed ut sene
 ca diat. pleriq; famā. cō
 saenāā pauca verentur.
 Et tales utiq; metu per
 care cessat. non innocē
 a. Cūntū demencia est

vereri ne infamens ab in
 famibus. Qd nūā refert
 an fuisse isti. an deorsū s
 nent. Sapiens cogitat
 semp. qualis vita nō q̄
 in sit. Nō enī vivē bonū
 est. si bene vivē. Non ut
 placeas viuas. s̄ q̄lis sis
 studeas. Magnū est nol
 le laudari. et eē laudabile.
 Gaudiū verū nisi sapiē
 ti attingit. qd est at̄ suis bo
 nis versiq; fidentis. Cogi
 ta ergo hūc esse sapiēcie
 effectū gaudiū q̄litate. et
 hoc ē gaudiū asciēcie bo
 ne. Vmptm̄ necesse ē ad
 alienā virtutē exercendā.
 exerceri quēlib; et suā. et
 talē suā instruat ut puo
 ret alienā. Ipse salutis nrē
 pnceps ihesus. suis precepit
 dicēs. Sic luceat opa vrā
 bona corā hoībus. ut glo
 rificēt patrē vīm qui in
 celis ē. Et hoc qdē intus
 necesse est. ut resiliētia lu
 ris. sedo foras ad proximos
 deferat. Hoc etiā paulus
 ap̄lus ad romanos scribit
 dicens. Prouidētes bona
 nō tm̄ corā deo in sc̄ia.
 verū etiā corā om̄ib; ho
 minib;. Notandū autē q̄
 tertius diat. ex electo fide.
 Ex redolētia enī bone fa
 me plātus eligi debet. nō
 sapiū intrudē. quia nemo

Eine reich illustrierte Seite aus dem «Bienenbuch» von Thomas von Cantimpré, um 1460 (Düsseldorfer Handschrift aus der Universitäts- und Landesbibliothek, cod. B 139, fol. 5v.).

«Bienenbuch» (*Bonum universale de apibus*) des Dominikans Thomas von Cantimpré² und den «Wunderbüchern» (*Libri VIII miraculorum*) des Zisterziensers Caesarius von Heisterbach³ – lassen sich Herausforderungen und Potenziale bei Editionen klösterlicher Exempel-Sammlungen exemplarisch aufzeigen.

Von Bienen lernen

Umfang und Überlieferung des um 1250 entstandenen, lateinischsprachigen «Bienenbuchs» legen gleich mehrere methodische Aufgaben offen: Das rund 500 Seiten starke «Bienenbuch» wurde zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert in weiten Teilen Europas über einhundertmal handschriftlich kopiert, in mindestens 100 weiteren Auszügen verbreitet sowie in Volkssprachen übersetzt – es war also gewissermassen ein *Bestseller* des Mittelalters. Zwei wesentliche Gründe, warum das Werk in den zwei Jahrhunderten nach seiner Abfassung auf ganz unterschiedlichen Arten rezipiert und verbreitet wurde, bestehen in der thematischen Breite und Vielschichtigkeit: Das «Bienenbuch» ist eine umfassende Exempel-Sammlung, die Funktionsmechanismen sozialer Gemeinschaften am Beispiel der Bienenmetapher in etlichen kleinen Erzählungen über den Alltag darlegt – dezidiert konzipierte der Autor sie als Handbuch mit Predigtmaterial. Thematisch im Mittelpunkt steht das rechte Verhältnis von Vorgesetzten (*prelati*) und Untergebenen (*subditi*). Dem Bienenvorbild entsprechend ist das gesamte Werk in zwei Bücher unterteilt: Die in den König (*rex apum*, Buch 1) und sein Volk (*populus*, Buch 2) gegliederte Bienengemeinschaft steht sinnbildlich für die Gemeinschaft aller Gläubigen. Jedes Kapitel wird mit einer naturkundlichen Beobachtung zu Organisation, Eigenschaften oder Verhaltensweisen von Bienen eröffnet; darauf folgt eine Kombination aus Exempeln, Heiligenerzählungen, Bibel- und Kirchenväterzitate. Wenn Thomas von Cantimpré beispielsweise die Stachellosigkeit des Königs beschrieb, war das ein Plädoyer für die Mildtätigkeit von Vorgesetzten und wurde passend mit einem Exempel über einen Bischof garniert, der nach seinem Tod Busse für zu grosse Strenge leisten musste.

Dem didaktischen Anspruch entsprechend sind die behandelten Themen zugänglich aufbereitet und in lebensnahen Situationen verortet. Und tatsächlich belegen Nutzungs- und Gebrauchsspuren in den jeweiligen Handschriften – wie zum Beispiel Randbemerkungen, Kapitelverzeichnisse oder Themenregister –, dass das Werk als Nachschlagewerk und Materialkompendium genutzt wurde.

Résumé

Le storytelling jouit d'une popularité considérable à notre époque : grâce à des histoires courtes et percutantes, les connaissances peuvent être présentées de manière accrocheuse et éveiller ainsi l'attention des destinataires. Il n'en allait pas autrement au Moyen Âge : dès le XIII^e siècle, le genre textuel de l'exemplum, une historiette destinée à donner un modèle de comportement ou de morale, était en vogue.

La transmission des exempla est complexe et pose aux éditeurs et éditrices modernes des défis non négligeables. Ils offrent matière à réflexion autour des enjeux et des potentiels de l'édition contemporaine : comment agir méthod(olog)iquement face à la quantité et à la variance de ces textes largement transmis ? Comment traiter les différences de longueur et d'ordre des récits et dans quelle mesure les ajouts ultérieurs sont-ils à prendre en compte ? Quelle forme de présentation convient pour permettre aux utilisateurs et utilisatrices d'aujourd'hui d'accéder systématiquement à ces textes ?

*Cet article traite des défis et des potentiels des collections médiévales d'exempla sur la base de deux projets d'édition du programme des Académies allemandes : le Bienenbuch (*Bonum universale de apibus*) du dominicain Thomas de Cantimpré et les Acht Wunderbüchern (*Libri VIII miraculorum*) du cistercien Césaire de Heisterbach.*

Bezeichnenderweise wurde der Text trotz seiner Länge und inhaltlichen Vielfalt beim Abschreiben in seinem Kernbestand nicht wesentlich verändert; lediglich an einigen Stellen sind Abweichungen in Bezug auf die Reihenfolge der *exempla* festzustellen – mutmasslich eine Folge späterer Bearbeitungen. Ausgehend von diesem Befund musste ein Editions-konzept etabliert werden, das sowohl dem Textgehalt als auch der quantitativ, chronologisch und regional so komplexen Überlieferung angemessen war.

Um die grosse Menge der lateinischen Handschriften zu ordnen, zu klassifizieren und eine Auswahl für die Edition zu treffen, wurden philologische und automatisierte Methoden kombiniert. Mittels einer computerbasierten stemmatologischen Untersuchung in Form eines mehrstufigen Textanalyseprozesses konnten für ausgewählte Passagen Ähnlichkeiten in Textstrukturen erkannt und graphisch abgebildet werden.⁴ Auf diese Weise liessen sich Abhängigkeiten

2 Die Edition wurde 2020 abgeschlossen: Burkhardt (2020).

3 Verantwortlich für die Edition zeichnen Julia Burkhardt und Isabel Kimpel. Informationen zum laufenden Editionsprojekt «Libri VIII miraculorum» hier: <https://www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter/die-forschungsstelle>

4 Die technische Umsetzung dieser Analyse erfolgte am Mittel-lateinischen Seminar der Universität Zürich. Für einen Überblick siehe die Beiträge in Roelli (2020).

und mögliche Vorlagennutzungen erkennen. Die historische Verortung der einzelnen Kopien erlaubte es schliesslich, Motive, Beweggründe und Kommunikationswege des Austauschs von Codices nachzuvollziehen. Methodisch standen folglich Material- und Überlieferungsgeschichte der einzelnen Codices im Zentrum: Durch die Analyse ihres Materials, ihrer Gestaltung oder möglicher Nutzungsspuren konnten Rückschlüsse auf den jeweiligen Entstehungskontext oder die Wanderungen einer Handschrift gezogen werden. Die Wirkungsgeschichte des «Bienenbuchs» wurde somit aus seinen Überlieferungsträgern herausgefiltert.

Mit diesem Verfahren wurden fünf Handschriften ermittelt, die in zeitlicher (13.–15. Jahrhundert) und geographischer Divergenz wichtige Überlieferungsgruppen des Textes repräsentieren. Jede Handschrift steht stellvertretend für eine bestimmte Lesart in Bezug auf Textumfang, Textstruktur und regionale Überlieferungen; Vollständigkeit ist dabei nicht angestrebt. Vielmehr bekommen moderne Nutzerinnen und Nutzer auf diese Weise einen Eindruck vom zeitgenössischen Umgang ebenso wie von späteren Bearbeitungen des Textes; eine deutsche Übersetzung erleichtert den Zugang zu diesem umfassenden Text. Damit wird ein Editionsmodell vorgeschlagen, das auch für andere Texte mit ähnlicher Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte anwendbar sein könnte.

Für die Publikation wurde eine klassische Print-Version gewählt. Dem Konzept der Publikationsreihe «Klöster als Innovationslabore» entsprechend wird die Printausgabe nach einer zweijährigen Frist jedoch frei zugänglich online zur Verfügung gestellt (Open Access).⁵ Zur Gewährleistung einer nachhaltigen Nutzung ist die Publikationsreihe auf der Website der Universitätsbibliothek Heidelberg gehostet. Interessierte können Editionen hier vollumfänglich als PDF herunterladen, wodurch sich die Benutzerfreundlichkeit gerade im Blick auf automatische Suchläufe zu Inhalten oder semantischen Spezifika erhöht.

Die «Acht Wunderbücher» des Caesarius von Heisterbach

Für die Neuedition der *Libri VIII miraculorum* (circa 1225/26) des Caesarius von Heisterbach wurden diese Überlegungen zur digitalen Verfügbarkeit, Nachhaltigkeit und Benutzerfreundlichkeit weiterentwickelt. Das hat mit dem Charakter und der Überlieferung der «Wunderbücher» zu tun. Ihr Autor, der Zisterzienser Caesarius von Heisterbach (um 1180 bis nach 1240), ist in Forschung und breiterer Öffentlichkeit vor allem als Autor des *Dialogus miraculorum* bekannt, während die zweite Exempel-Sammlung aus seiner Feder, die «Acht Wunderbücher», trotz moderner Ausgaben weniger Beachtung gefunden hat. Ihr reichhalti-

ger Erzählfundus macht die *Libri VIII miraculorum* jedoch zu einer bemerkenswerten Quelle für die politische, kulturelle und religiöse Geschichte des 13. Jahrhunderts: Am Beispiel unterschiedlicher Figuren aus dem Rheinland und angrenzenden Regionen werden mittels alltäglicher Wundergeschichten theologische Kernthemen wie Beichte und Laster, Marienfrömmigkeit oder Teufel und Dämonen behandelt. Auf diese Weise sollte die richtige christliche Lebensweise an die Gläubigen herangetragen werden und bei ihnen zur Anwendung kommen.

Von den ursprünglich geplanten acht *Libri miraculorum* sind heute nur die ersten beiden Wunderbücher erhalten. Sie enthalten in lateinischer Sprache 87 Kapitel mit Exempeln und Wundergeschichten zur theologischen Unterweisung. Fünf Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert überliefern den Text in mehr oder weniger vollständiger Fassung; mindestens sechzehn weitere Handschriften enthalten kürzere oder längere Exzerpte. In Bezug auf Umfang und Gliederung sind markante Unterschiede zu erkennen: So überliefern einige Handschriften eine Unterteilung in zwei, andere in drei Bücher. Dieser Umstand ist vermutlich auf spätere Kompilatoren zurückzuführen – immerhin liessen sich thematisch passende Geschichten auch in späterer Zeit noch ergänzen, an anderer Stelle in den Text einfügen oder sogar ganz weglassen.

Die mittelalterliche Nutzung des Textes als Fundus für Rekombinationen und Neuerzählungen wirft für die Gestaltung der Edition verschiedene Fragen auf: So sind unterschiedliche Textstufen zu ermitteln, vor ihrem zeitlichen Hintergrund zu erläutern sowie potentielle Nutzerinnen und Nutzer bzw. Rezipientinnen und Rezipienten mit ihren spezifischen Interessen zu untersuchen. Weitere Besonderheiten sind zu berücksichtigen: Die Handschriften der *Libri miraculorum* entstanden mehrheitlich entlang des Rheins oder in dessen weiterem Umland. Auch in inhaltlicher und narrativer Hinsicht fokussiert der Text auf Personen und Institutionen in dieser Region und ist somit ein Spiegel von Caesarius' biographischem Radius. Offenbar machten die Zugänglichkeit, Authentizität und Lebensnähe den Text für zeitgenössische Rezipienten und Rezipientinnen besonders attraktiv. Auch das Layout der Handschriften spricht für eine kontinuierliche Nutzung der *Libri miraculorum*; es ist indes zu vermuten, dass sie nicht unbedingt als Gesamtkomposition, sondern vorzugsweise in Exzerpten konsultiert wurden – beispielsweise als Handbuch bei der Vorbereitung von Predigten.

Um diese überlieferungsgeschichtliche sowie textimmanente Dynamik darstellen zu können, soll die Neuauflage der *Libri miraculorum* hybrid veröffentlicht werden. Geplant ist zum einen eine Printausgabe, die den lateinischen Text in kritischer Edition, einen ausführlichen Sachkommentar sowie erstmals eine deutsche Übersetzung enthält. Zum anderen soll flankierend eine Online-Fassung publiziert werden, die durch zusätzliche Angebote (zum Beispiel dynamisierte Karten, Verlinkungen zu Online-Portalen, Darstellung unterschiedlicher Fassungen) gegenüber der Printfassung einen Mehrwert bieten wird.

5 Die Reihe erscheint bei Schnell & Steiner (Regensburg). Vier Bände stehen bereits in Open Access zur Verfügung: <https://digi.hadw-bw.de/view/kai>

Die Hybrid-Form gewährleistet so die Berücksichtigung nutzerspezifischer Bedürfnisse; gleichzeitig soll die Erweiterung der Online- gegenüber der Print-Fassung das Potenzial digitaler Präsentationsformen für geisteswissenschaftliche Themen und Medien offenlegen.

Mittelalterliche Exempel lesbar machen

Ziel ist es, heutige Nutzerinnen und Nutzer mit der Zugänglichkeit und Dynamik mittelalterlicher Exempel-Sammlungen vertraut zu machen und ihnen so eine *Welt voller Geschichten* in moderner Form zu erschliessen.

●

Literatur

- Burkhardt, Julia (2020): Von Bienen lernen. Das Bonum universale de apibus des Thomas von Cantimpré als Gemeinschaftsentwurf (Analyse, Edition, Übersetzung Kommentar), Regensburg.
- Klöster als Innovationslabore. Studien und Texte: Publikationsreihe des Interakademischen Forschungsprojektes «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle» der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (2014–), Regensburg.
<https://doi.org/10.11588/diglit.31470>
- Roelli, Philipp (2020): Handbook of Stemmatology: History, Methodology, Digital Approaches (De Gruyter Reference), Berlin.
<https://doi.org/10.1515/9783110684384>

Links

Forschungsprojekt «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle»: <https://digi.hadw-bw.de/view/kai>

Informationen zum laufenden Editionsprojekt «*Libri VIII miraculorum*»: www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter/die-forschungsstelle

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5639739>

Zur Autorin

Julia Burkhardt ist Professorin für Geschichte des Mittelalters an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Kultur- und Geschlechtergeschichte des Politischen, die Wirkmacht religiöser Gemeinschaften sowie Überlieferung und Edition von Exempel-Texten im Mittelalter. Sie ist wissenschaftliche Leiterin des Teilprojekts B.1. im Akademievorhaben «Klöster als Innovationslabore».



Edieren ohne Ende?

Editionen im Wandel am Beispiel der 200-jährigen Geschichte der Monumenta Germaniae Historica

Claudia Zey

2019 feierte das Editionsunternehmen «Monumenta Germaniae Historica» ihr 200-jähriges Bestehen. Die klassischen editorischen Grundsätze haben ihre Gültigkeit keineswegs verloren, wobei es in der digitalen Transformation zusätzliche Ansprüche und Desiderata zu berücksichtigen gilt. Die Förderinstitutionen hingegen ziehen sich aus der Finanzierung von Quelleneditionen zurück – mit unabsehbaren Folgen für die historische Grundlagenforschung.

«Quelleneditionen und kein Ende?» lautete die Fragestellung eines gemeinsamen Symposiums der Monumenta Germaniae Historica (MGH) und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Jahr 1998. Gemeinsames Anliegen dieser Zusammenkunft war eine Diskussion über die Frage nach den Möglichkeiten der kritisch-historischen Editionswissenschaft angesichts des «technischen Umbruchs durch die elektronische Datenverarbeitung»¹. Der digitale Wandel, der heute in aller Munde ist, stand den Wissenschaftlern, die damals Editionsprojekte und -unternehmen leiteten, also bereits vor beinahe 25 Jahren als eine der grössten Herausforderungen deutlich vor Augen. Dass diese zukunftsorientierte Aufgabe nichts an

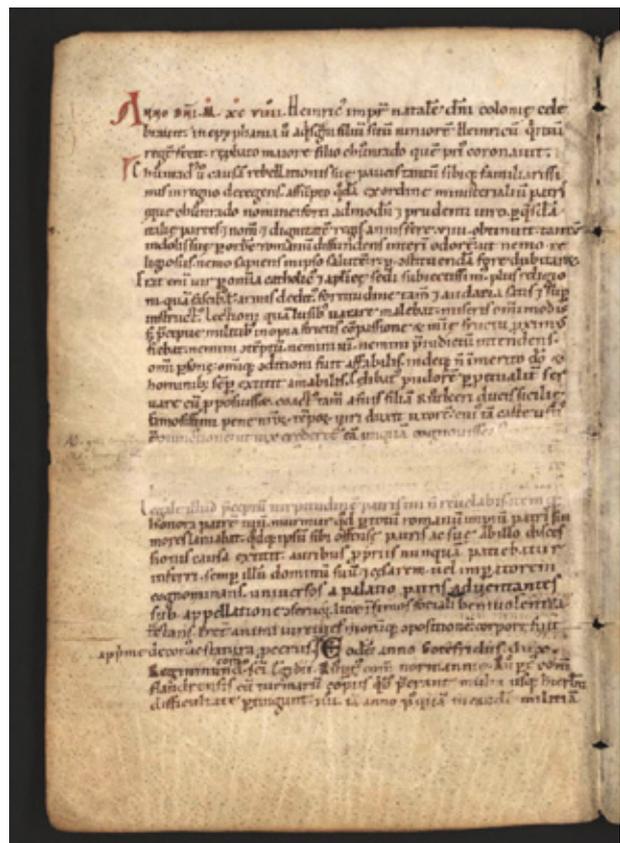


Abbildung 1: Blatt aus der Fortsetzung der Weltchronik des Frutolf von Michelsberg bis 1106, beginnend mit dem Eintrag zu Weihnachten 1098: «ANNO DOMINI MXCVIII Henricus imperator natalem domini Colonię celebravit, in epyphania vero Aquisgrani filium suum iuniorem, Henricum quintum, regem fecit, reprobato maiore filio Chũnrado, quem prius coronavit.» («Im Jahr des Herrn 1099. Kaiser Heinrich feierte das Geburtsfest des Herrn in Köln; an Epiphaniäs aber machte er in Aachen seinen jüngeren Sohn Heinrich V. zum König unter Zurückweisung seines älteren Sohnes Konrad, den er früher gekrönt hatte.»)

1 Gall/Schieffer (1999), S. VII.



Abbildung 2: Wachssiegel von König Heinrich V. aus dem Archiv der MGH, Anhang zu einer am 1. August 1109 in Erfurt ausgestellt Urkunde. Umschrift: «HEINRICUS DEI GRATIA QUINTUS REX».

Relevanz eingebüsst hat, spiegelt der grosse Katalog- und Festschriftenband zum 200-jährigen Bestehen der MGH aus dem Jahr 2019 wider, der unter dem Titel «Mittelalter lesbar machen» erschien. Einem Überblick über die zweihundertjährige Geschichte der MGH folgen Beiträge über «Die MGH im digitalen Zeitalter», über den Wandel des «Edieren[s] – Handwerk, Kunst, Wissenschaft» sowie über die «Perspektiven des künftigen Editionsprogramms der MGH». Das Respekt einflössende Jubiläum des grössten Editionsunternehmens mittelalterlicher, vorrangig historischer Quellen zur deutschen und europäischen Geschichte wird nicht der letzte Anlass gewesen sein, um sich mit den vielfältigen Anforderungen an Editionen im 21. Jahrhundert auseinanderzusetzen.

Institutionalisierung im Gleichschritt mit den Geschichtswissenschaften

Die Entstehung der MGH in den Anfängen des 19. Jahrhunderts als (zunächst private) Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mit Sitz in Frankfurt am Main war geprägt von einem tiefen Sendungsbewusstsein der Gründergeneration, dem nationalen Streben nach Einheit die mittelalterlichen Wurzeln zugänglich zu machen. Dafür brauchte es eine profunde Auseinandersetzung mit allen relevanten Quellengattungen auf der Basis des vorhandenen, aber erst noch zu sammelnden und zu sichtenden Handschriftenmaterials. In den folgenden Jahrzehnten wurden im seit 1842 in Berlin beheimateten Unternehmen grosse Editionsreihen eingerichtet: mit erzählenden Quellen (*Scriptores*), Rechtsquellen (*Leges*), Urkunden (vor allem Königsurkunden, *Diplomata*), Briefen (*Epistolae*) sowie zu Dichtung und Gedenküberlieferung (*Antiquitates*). Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Wissenschaftsakademien in Berlin, München und Wien massgeblich an der MGH beteiligt (zuzüglich der Leipziger Akademie sind sie bis heute beteiligt).

Die beginnende Institutionalisierung unter einem von der Zentrale gewählten Vorsitzenden (später Präsidenten, seit 2018 einer Präsidentin) und staatlich finanzierten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen war eine Folge des Fortschritts der mittlerweile an den Universitäten etablierten Geschichtswissenschaft, zu deren vornehmsten Disziplinen die quellenkritische Forschung gehörte. Im Fokus der MGH standen mit Blick auf das neu gegründete Kaiserreich von 1871 die lateinischen Quellen des Früh- und Hochmittelalters, die zunächst in grossen, allenfalls für den Bibliotheksbetrieb geeigneten Folianten erschienen, die später von Bänden im Quart- und dann für den Studien- und Schulbetrieb im Oktavformat abgelöst wurden. Das Erstellen einer druckfähigen Quellenausgabe stand am Ende eines langen Prozesses, der meist mit ausgedehnten Reisen zum Aufspüren von noch erhaltenen Handschriften (selten Originalen, meist Abschriften) begann und über den qualitativen Vergleich der vorhandenen Überlieferung im Sinne Karl Lachmanns (1793–1851) und seiner methodischen Standards zur Herausgabe des besten Texts (Archetypus) führte.

Wann immer möglich, sollte ein in sich schlüssiger Text auf der Grundlage der gesamten Überlieferung und des aktuellen Forschungsstandes geboten werden. Für den quellenkritischen Anspruch war es zwingend notwendig, diesen Arbeitsablauf mit Informationen zu Autor, Text und Sprache in der Einleitung nachvollziehbar zu erläutern, die Lesarten aller konsultierten Überlieferungszeugen in einem textkritischen Apparat (auch «Variantenapparat» genannt) aufzuführen, die edierten Texte auf ihre historische Aussagekraft hin wenigstens rudimentär in Fussnoten (im sogenannten «Sachkommentar») kritisch zu würdigen sowie durch ein Wortregister auch lexikalisch zu erschliessen.

Die oft über viele Jahre andauernde Arbeit an den Editionsprojekten wurde bald nach Gründung der Gesellschaft in der hauseigenen wissenschaftlichen Zeitschrift erläutert und begleitet. So wurde das Neue Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1876–1935) zu einem führenden Publikationsorgan der deutschsprachigen Mittelalterforschung (abgelöst vom Deutschen Archiv für Geschichte des Mittelalters bis 1944, seit 1951 als Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters). Mit der 1938 eröffneten, bis heute in 74 Bänden erschienenen Schriftenreihe der MGH wurde dem analytischen Zugriff auf die Problematiken mittelalterlicher Quellen noch breiterer Raum gegeben.

Die institutionelle Absicherung der MGH entwickelte sich ständig weiter. Nach einer angespannten Phase in der Zeit des Nationalsozialismus zunächst kriegsbedingt: Die Bibliothek wurde 1943 von Berlin nach Schloss Pommersfelden bei Bamberg ausgelagert. 1945 wurde das MGH-Institut in München angesiedelt, wo es seit 1967 in einem Seitenflügel der Bayerischen Staatsbibliothek untergebracht ist. 1963 wurde die MGH als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt und erhielt eine Finanzierung durch das Bundesland Bayern.

Editorische Grundsätze und neue Ansprüche

Die im 19. Jahrhundert aufgestellten und im 20. Jahrhundert weiter verfeinerten editorischen Grundsätze haben ihre Gültigkeit keineswegs verloren. Doch stehen den editorischen Geboten lachmannscher Prägung seit geraumer Zeit vielfältige neue Desiderata gegenüber. Sie bestehen nicht nur in der fortschreitenden Digitalisierung der Bibliotheks- und Archivbestände und damit in einem erleichterten Zugang zur mittelalterlichen Überlieferung, sondern auch in der Notwendigkeit, das in viel grösseren Quantitäten vorhandene Quellenmaterial des Spätmittelalters mit einem stärker landesgeschichtlichen sowie sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fokus editorisch adäquat anzugehen und dafür in einen fruchtbaren Austausch mit landesgeschichtlichen Institutionen zu treten, die ihrerseits bedeutende Quelleneditionen hervorbringen.

Wie soll man eine Hunderte von Handschriften umfassende Überlieferung noch quellenkritisch sinnvoll einordnen? Ist das Streben nach dem Urtext angesichts einer sich über Jahrhunderte entwickelnden und verändernden Tradierung überhaupt noch wissenschaftlich adäquat oder werden die mittelalterlichen Überlieferungsverhältnisse dadurch eher verfälscht? Sollen Editionen überhaupt noch als abgeschlossene Endprodukte im Druck erscheinen oder als mit allen technischen Feinheiten ausgestattete digitale Editionen? Wie sieht es dann aber mit der Zitierfähigkeit und der dauerhaften, alle weiteren erwartbaren Medienwechsel überdauernden Erreichbarkeit dieser Editionen aus?

Résumé

Les « Monumenta Germaniae Historica » (MGH) ont fêté leur 200^e anniversaire en 2019 en tant qu'institution d'édition des sources historiques du Moyen Âge allemand et européen. Ils doivent cette longévité principalement à la pertinence scientifique de leur activité principale, à savoir le fondement de la recherche historique médiévale par la publication d'éditions de sources selon les normes de la méthode historico-critique.

Les principes éditoriaux établis au XIX^e siècle et affinés au XX^e siècle n'ont aucunement perdu leur validité. Mais, depuis quelque temps, les exigences éditoriales traditionnelles sont confrontées à une variété de nouveaux défis et desiderata : comment peut-on encore classer une tradition comprenant des centaines de manuscrits de manière significative du point de vue de la critique des sources ? La quête du texte original est-elle encore scientifiquement pertinente face à une tradition qui s'est développée et transformée au cours des siècles, ou est-ce que la tradition médiévale se trouve plutôt dénaturée de ce fait ? Les éditions doivent-elles paraître encore sous forme de produits finis ou désormais sous forme d'éditions numériques dotées de tous les raffinements techniques ?

Depuis un certain temps, les MGH se sont emparés de la transformation à l'ère numérique comme du plus grand défi méthodologique du XX^e siècle, en développant les premières éditions numériques ainsi qu'une variété d'offres numériques. Par ailleurs, les institutions de financement se sont largement retirées du financement des éditions de sources, ce qui entraîne des conséquences imprévisibles pour la recherche historique fondamentale et l'avancement des connaissances scientifiques.

An den Antworten auf diese drängenden Fragen zum wissenschaftlichen Kerngeschäft wird bei den MGH intensiv gearbeitet. Schon seit längerem stehen die circa 450 gedruckten Editionsbande als Digitalisate zur Verfügung mit der Möglichkeit, sie elektronisch zu durchsuchen. Daneben existieren komplexere Datenbankangebote, teilweise auch mit elektronischen Vorab-Editionen, die über die jüngst neu aufgesetzte Homepage der MGH verlinkt sind. Mit den «openMGH» wurde überdies ein besonders für korpuslinguistische Untersuchungen geeignetes Angebot der reinen Editionstexte geschaffen. Der elektronische Katalog der circa 130 000 Bände umfassenden Mittelalter-Bibliothek («MGH Opac») mit umfangreichem Nachweis auch von Aufsätzen ist zudem ein unverzichtbares Rechercheinstrument, wenn man zur mittelalterlichen Geschichte bibliografiert. Das digitale Edieren steht mit einer 2019 publizierten Aus-

gabe zwar noch in den Anfängen, gleichwohl werden die Möglichkeiten der Standardisierung des Datenmaterials und des kollaborativen Arbeiten hier eindrücklich sichtbar.

Rückzug der Förderinstitutionen

Mit der digitalen Komponente des Edierens steigen allerdings zugleich die Anforderungen an die Benutzerinnen und Benutzer, die sich auch auf anderem Feld in den letzten Jahrzehnten stark verändert haben. Denn die Selbstverständlichkeit, mit der im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert profunde Lateinkenntnisse bereits in den Schulen erworben und damit an den Universitäten vorausgesetzt werden konnten, ist längst Vergangenheit. Dem wurde vor allem durch die Gründung von Übersetzungsreihen Rechnung getragen, die auf den MGH-Editionen basieren, wie der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt.² Besonders für erzählende Quellen zeichnet sich ein Trend ab zum synoptischen Druck von lateinischem Editionstext und deutscher Übersetzung als Standard, wie das etwa in der Reihe der «Oxford Medieval Texts» mit lateinisch-englischen Editionen seit langem üblich ist.

Überaus nachteilig für die editorische Grundlagenforschung und auch angesichts der hohen Qualität und Erfolgsquote abgeschlossener Projekte nicht nachvollziehbar ist die zunehmende Zurückhaltung von Förderinstitutionen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Schweizerischen Nationalfonds, derartige Vorhaben zu finanzieren. Denn damit schrumpft der potenzielle Kreis derer, die sich mit einer Edition akademisch qualifizieren wollen und können, immer weiter. Es bleibt daher abzuwarten, ob die unbestreitbare Notwendigkeit von kritischen Editionen als Fundament des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts, hier vor allem der Geschichtsforschung, nicht nur den digitalen Wandel, sondern auch denjenigen der Forschungskultur weitere 200 Jahre überdauern wird, damit es nicht irgendwann heisst: Quelleneditionen – ein Ende!

Literatur

- Fuhrmann, Horst (1996): «Sind eben alles Menschen gewesen». Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter, München. (Horst Fuhrmann war von 1971 bis 1994 Präsident der MGH.)
- Gall, Lothar und Rudolf Schieffer (1999): Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München, 22./23. Mai 1998 (Historische Zeitschrift, Beiheft 28), München. (Rudolf Schieffer war von 1994 bis 2012 Präsident der MGH.)
- Hartmann, Martina (2020): Die Stunde der Frauen? Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der MGH nach dem Ersten und im Zweiten Weltkrieg, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 76, S. 653–698. (Martina Hartmann ist seit 2018 Präsidentin der MGH.)
- Monumenta Germaniae Historica (2019): Mittelalter lesbar machen. Festschrift 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica, München (mit einem umfangreichen Katalogteil, dem vier Essays vorausgehen).

Links

Website der Monumenta Germaniae Historica: www.mgh.de

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5639734>

Zur Autorin

Claudia Zey ist ordentliche Professorin für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf der politischen Geschichte und der Kirchengeschichte, der Quellenkunde und den Editionen mittelalterlicher Quellen sowie den Erinnerungskulturen im Mittelalter. Seit 2014 ist sie Mitglied der Zentralkommission der Monumenta Germaniae Historica.



2 Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, Darmstadt (1955–). Bislang sind 52 Bände erschienen.

Vom «Sitz im Leben» zum Sitz im Wörterbuch

Martin Hannes Graf

Wer sich den durchschnittlichen Geisteswissenschaftler, die durchschnittliche Geisteswissenschaftlerin als Person vorstellt, die tief in Gedanken und Bücher versunken im Ohrensessel sitzt und gelegentlich die tief empfundenen Erkenntnisse zu Papier bringt, bevor sie wieder in ihren Geist zurücksinkt, der irrt. Denn meist ist der Untersuchungsgegenstand auch des Geisteswissenschaftlers einer, der zunächst ausserhalb der Komfortzone beobachtet und studiert werden will.

Die Linguistin, der Linguist, interessiert sich, natürlich, für Sprache – als System, als Kommunikationsmittel, als Produkt physiologischer Vorgänge –, und er gibt sich üblicherweise nicht damit zufrieden, dies alles nur aus Büchern zu studieren, sondern er will es auch in *real life* tun. Für den Sprachhistoriker gilt darum der humanistische Imperativ *ad fontes!* gewissermassen als Maxime seines Berufslebens. Wer einmal – wie der Autor dieser Kolumne – monatelang in Museen und Archiven über Inschriften der Völkerwanderungszeit oder originalen Petrarca-Übersetzungen des 15. Jahrhunderts gebrütet hat, dem eröffnet sich der «Sitz im Leben» solcher sprachlichen Hinterlassenschaften weitaus nachhaltiger und beglückender als demjenigen, der sie nur mittelbar aus Editionen zur Kenntnis nimmt. Für die vielbeschworene intersubjektive Überprüfbarkeit von Forschungsergebnissen ist die Forschungsgemeinschaft jedoch darauf angewiesen, die Resultate autonom nachvollziehen zu können, zu revidieren oder weiterentwickeln, und zwar auf der Basis einer allgemein anerkannten Materialgrundlage: der (wissenschaftlichen) Edition.

Editionen brauchen Wörterbücher brauchen Editionen

Wer einmal mit einer wissenschaftlichen Edition eines historischen Texts – einer antiken Inschrift, einer mittelalterlichen Urkunde, einem Papstbrief, einer Chronik, einer frühneuzeitlichen Zunftordnung – zu tun hatte, der weiss um die Schwierigkeiten ihrer Benutzung. Er benötigt oft weitere Erschliessungsmittel, um einen edierten Text in seiner inhaltlichen und überlieferungsgeschichtlichen Vielschichtigkeit zu durchdringen. Ein solches Erschliessungsmittel ist das Wörterbuch. Denn nur die wenigsten Editionen historischer Texte (sie dienen ja der Bereitstellung der Texte, nicht der Vermittlung) halten eine Übersetzung bereit. Nun ist das Wörterbuch selbst aber auch auf Editionen angewiesen, um die Wörter, die es zu erklären gilt, überhaupt zur Verfügung zu haben.

Was nun nach einer etwas zirkulären Angelegenheit klingt, ist natürlich keine, denn das Wörterbuch beurteilt ein Wort ja nach Möglichkeit nicht in seinem isolierten Vorkommen, sondern zusammen mit gleichen Wörtern in je gleichen, ähnlichen oder auch ganz unterschiedlichen Kontexten. Ein Wörterbuch wie das Schweizerische Idiotikon situiert ein Einzelwort zudem in seinem wortfamiliären Kontext. Dies – und natürlich das ganze philologische Analyseinstrumentarium – gewährleistet zuverlässige Wortinformationen, denen ihrerseits wiederum Belege für das Gesagte in Form von Zitaten aus den Editionen zur Seite gestellt werden. Die Belege haben einerseits eine Beweisfunktion, insofern sie der Benutzerschaft alle lexikographischen Entscheidungen nachprüfbar vor Augen führen. Andererseits haben sie die quasi didaktische Funktion, den Leser, die Leserin die Verwendungsweise der Wörter hinsichtlich einer Erweiterung ihrer Verstehenskompetenz lernen zu lassen.

Wie das Idiotikon Texte «normalisiert»

Dabei ist klar: Je besser die Edition, umso besser der lexikographische Zugriff. Und trotzdem: Das Schweizerische Idiotikon hat eine ganz eigene Art, die Produkte editorischen Schaffens wiederzugeben: in den älteren Bänden in vielerlei Hinsicht ausserordentlich frei und «bloss zur Illustration des Stichwortes»¹, in den jüngeren Bänden näher bei den Quellen sowie mit einem klaren epistemologischen Auftrag. Näher bei den Quellen heisst aber nicht näher bei den Editionen, denn im Unterschied zu den meisten anderen historischen Wörterbüchern erfolgt der Abdruck der Quellenbelege im Idiotikon nicht

1 Vorwort zum 1. Band, S. XVII.

buchstaben- und interpunktionsgetreu nach der edierten Vorlage, sondern nach positivistisch geprägten Normalisierungsverfahren, die etwa die Gross-/Klein- sowie die Zusammen-/Getrennschreibung, die Interpunktion, die Setzung peripherer Grapheme und selbst lautliche Phänomene betreffen.

Wenn also in der Handschrift von Thomas Platters berühmter Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich steht: «folle er fich in fein wirdtshuß vfügen»², so lautet die edierte Stelle³ «solle er sich in sein wirdtshuß verfügen», im Idiotikon lautet sie «solle er sich in sein Wirdtshuß verfüegen»⁴. Die Grossschreibung des Substantivs rührt daher, dass Platter seine Reisebeschreibung in den Jahren 1604/5 abgefasst hat, und Quellen ab dem 1. Januar 1600 verlangen im Idiotikon generell die Grossschreibung von Substantiven. Der Stammsilbenvokal von *verfügen* wird zudem als -üe- wiedergegeben, weil es sich etymologisch um einen Diphthong handelt. In anderen Texten fällt auch die in vormodernen Texten so häufig schwankende Schreibung von *u* und *v* auf, die im Idiotikon nach standarddeutschem Muster «normalisiert» wird – analog etwa der «behutsamen Modernisierung» der Orthographie in den berühmten Klassikereditionen des Reclam-Verlags.

Was heisst schon normal?

Doch was heisst «normal», und wird das dem «Sitz im Leben» historischer Texte noch gerecht? Ja und nein. Ein Bedeutungswörterbuch wie das Idiotikon hat selbstverständlich primär die Aufgabe, die Bedeutung von Wörtern zu ermitteln, und dies unter Zuhilfenahme Hunderte von unterschiedlichen Quellen (darunter vielen unedierten). Bei inzwischen gut 30 000 Spalten ist eine gewisse Einheitlichkeit der Quellenbehandlung nicht unpraktisch und durchaus leserfreundlich, und es werden dabei die zugrundeliegenden Texte ja nicht willkürlich zu rechtgebogen, sondern lediglich in ihrer Darstellung vereinheitlicht. Das Wörterbuch gewinnt dadurch deutlich an Praktikabilität. Die Vereinheitlichung in der Quellenbehandlung geschieht dabei nicht im Sinne einer Korrektur an den Editionen, sondern dient einem übergeordneten Erkenntnisgewinn, nämlich dem systematischen Verstehen einer *Langue*.

Zugegeben: Der einzelne historische Text büsst dabei viel von seiner Einzigartigkeit ein. Aber dessen ungeachtet bleibt die Arbeit an und mit den *fontes* (gewissermassen als der *Parole*), sei es in der originalen Überlieferung, sei es in der Edition, die unabdingbare und auch den Lexikographen immer wieder beglückende Grundvoraussetzung der linguistischen Arbeit.

In dieser Rubrik befassen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier nationalen Wörterbücher der Schweiz assoziativ mit einem vorgegebenen Begriff. In dieser Ausgabe: «Edieren».



Literatur

- Keiser, Rut (1968): Thomas Platter d. J.: Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600, 2 Bde., Basel.
- Landolt, Christoph und Tobias Roth (2021): Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, in: Lenz, Alexandra N. und Philipp Stöckle (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts (ZDL-Beiheft 181), Stuttgart, S. 143–173.
- Reichmann, Oskar (1990): Das gesamtsystembezogene Wörterbuch, in: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, 2. Teilbd., Berlin, S. 1391–1416.

Zum Autor

Martin Hannes Graf ist promovierter Germanist und Historiker. Er ist Redaktor am Schweizerischen Idiotikon in Zürich und leitet das SNF-Projekt «Die Siedlungsnamen des Kantons Zürich».



2 Platter, Thomas: Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande, 1595–1600. 1604/1605. Universitätsbibliothek Basel, A lambda V 7/8, fol. 265v. <https://doi.org/10.7891/e-manuscripta-18678>

3 Keiser (1968), S. 307.

4 Bd. 17, Sp. 227.

Privatbibliotheken, Lesespuren und die Autorvorstellungen ihrer Interpreten

Tobias Brücker¹

Die in der Autorenforschung vermehrt beachteten Privatbibliotheken und Lesespuren erschliessen ein reichhaltiges Material, garantieren aber längst nicht neue Perspektiven. Denn dazu bedarf es einer dynamischen Haltung der Interpreten zu Werk und Autor. So soll am Beispiel der Nietzscheforschung gezeigt werden, inwiefern die Interpretationen von Lesespuren durch das Autorschaftsverständnis der Forschenden bedingt ist.

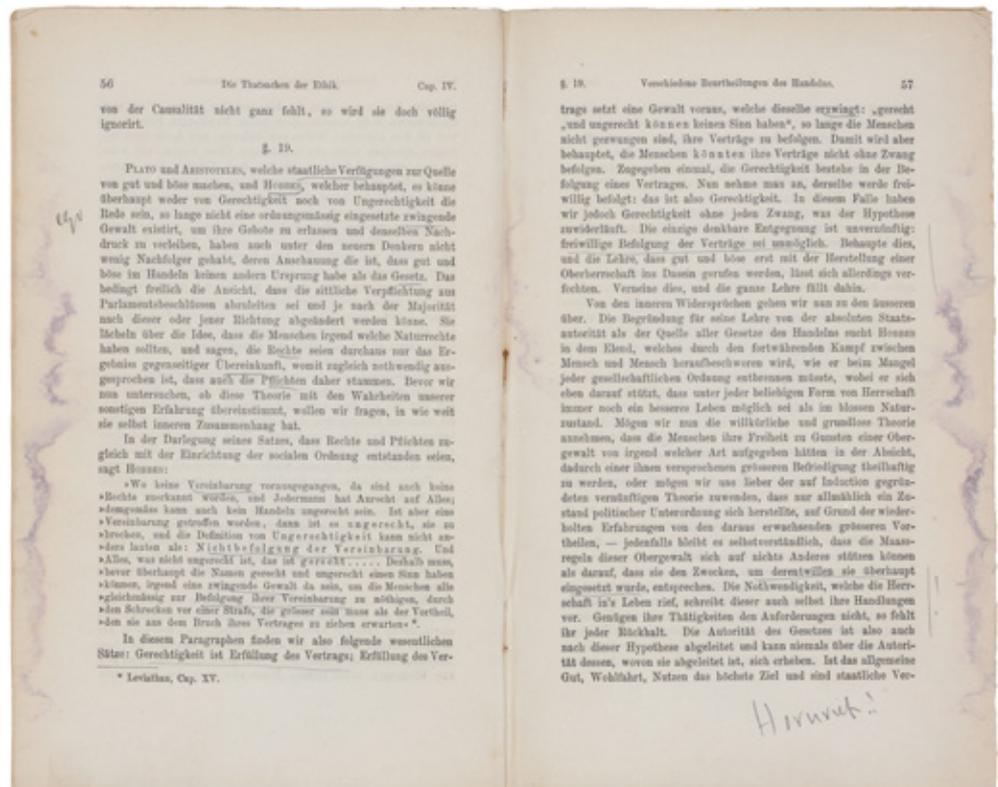


Abbildung 1: Nietzsches Annotation «Hornvieh!» in Herbert Spencers «Die Thatsachen der Ethik» (1879), S. 57 (Bildnachweis im Impressum).

1 Ich danke Beat Röllin, Kris Decker und Christian Weibel für zahlreiche Hinweise, an denen sich meine Argumentation aufrieb und dank denen sie sich wesentlich änderte.

Die Ausweitung der Editionszone von Werken auf Nachlässe ist längst vollzogen. Nun werden Editionen im Rahmen der Digital Humanities zunehmend zu Infrastrukturprojekten.² Die editorische Herstellung von Texten weicht der Kuratierung digitaler Faksimiles durch geeignete grafische Benutzeroberflächen. Damit wird neues Material zugänglich: Dies gilt besonders für sogenannte schriftliche Lesespuren, welche als Annotationen vorliegen (Marginalien, Unterstreichungen, Ausrufezeichen et cetera).

Lange war es wenigen Expertinnen und Experten vorbehalten, über Archivzugang, Werk- und Handschriftenkenntnis in Autorenbibliotheken nach Hinweisen zu stöbern. Nun werden Lesespuren vermehrt systematisch erfasst und digitalisiert. Dies macht die Forschung mit ihnen zwar zugänglicher, aber nicht weniger anspruchsvoll. Denn Lesespuren sind flüchtig, nicht autorisiert, schwer datierbar sowie mutmasslichen Schreibhänden zugeschrieben. Es gilt hier, was der Gründer des Pariser *Institut des textes et manuscrits modernes*, Louis Hay, mit Blick auf edierte Entstehungsmaterialien von Werken bemerkte: «Damit ist allerdings nicht gesagt, dass sich dem Forscher hinter der Mauer aus philologischem Hirsebrei ein Schlaraffenland der Wissenschaft auftut. Ganz im Gegenteil [...]»³

Tiefgründige oder kursorische Lektüre?

Da Lesespuren als Spuren eines Autors interessieren, sind Annahmen über seine Arbeitsweise unumgänglich. Das macht Lesespuren ebenso anfällig für einen positivistischen Gebrauch wie sperrig für einen differenzierten Umgang. Und trotzdem scheint es zu verlockend – jetzt wo beispielsweise Nietzsches Bücher nur noch einen Klick entfernt sind –, die eigenen Thesen mit Lesespuren zu belegen. Dass «Nietzsche X kannte» oder «das Werk von Y studierte» kann mit Verweisen auf Buchexemplare und Lesespuren belegt werden.

Nun ist die je besondere Arbeitsweise von Autoren den material vorliegenden Spuren nicht äusserlich, sondern wird von den Forschenden hineingelesen. So kann eine Lesespur ebenso als Indiz für eine tiefgründige Lektüre wie als flüchtige Kritzelei interpretiert werden.

Die erste Annahme suggeriert einen genialen Denker, Stilisten und Philologen. Ein solcher Autor ist stets hoch konzentriert. Er versteckt in seinen Texten, Heften und nachgelassenen Büchern raffinierte Hinweise für emsige Forschende. Unklarheiten oder Zitierfehler erscheinen als lösbare Rätsel, die auf detektivische und kontextualisierende Interpretationen warten. Diese Autorschaftsvorstellung priorisiert entsprechend verborgene Mehrdeutigkeiten und feinsinnige Poetologien.

Die zweite Annahme legt die Vorstellung eines pragmatisch lesenden Autors nahe, der sich blättern seiner Musse erfreut oder im Sinne des «wildernden» Lesens loses Material für weitere Gedanken beschafft.⁴ Nietzsches eigene Leseanweisungen helfen uns wenig weiter: es finden sich in seinen Texten ebenso Loblieder auf ein philologisches wie kursorisches Lesen. So fordert Nietzsche einerseits für seine Bücher eine philologische «Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*», empfiehlt andererseits seinem Freund Erwin Rohde folgendes Vorgehen für die Lektüre von «Menschliches, Allzumenschliches»: «Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen.»⁵

Nietzsche und die Troubadourdichtung

Nietzsches Buch «Die fröhliche Wissenschaft» (1882) bekam in der Neuauflage von 1887 den in Anführungszeichen gesetzten Untertitel «*la gaya scienza*». Die Nietzscheforschung rätselt bis heute über diese Anspielung auf die spanische Troubadourdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Schon bald hypostasierten einige Forschende mit langen phantasievollen Aufsätzen eine tiefgründige Beschäftigung Nietzsches mit dem provenzalischen Mittelalter.

Einen anders gelagerten Quellenbeleg lieferte Giuliano Campioni: Nietzsches früheste Wortverwendung von «*gaya scienza*» im Jahr 1882 stamme aus der Lektüre des weitverbreiteten Reiseführers «Süd-Frankreich, nebst den Kurorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier» (1878) von Theodor Gsell-Fels.⁶ So war Nietzsche wohl kaum klar, dass beispielsweise «*gaya scienza*» keine Selbstbezeichnung der damaligen Troubadours, sondern eine nachträgliche Bezeichnung des 14. Jahrhunderts gewesen war. Obwohl diese Quelle längst Anlass sein könnte, Nietzsches Bücher im Kontext eines kursorischen Lesens von «trivialer» Literatur zu analysieren, werden weiterhin mit dürftigen Belegen Nietzsches Kenntnisse der «authentischen» Troubadour-Tradition behauptet.

Das Beispiel soll zeigen, dass sich die Interpreten letztlich zu wenig um die anspruchsvollen neuen Verzeichnisse und Infrastrukturen kümmern. Sie geniessen die technische Usability und klicken die fachlich schwerfälligen Kontexte wie lästige Cookie-Hinweise weg. Damit ist für die Forschung wenig gewonnen, denn die Interpretation von Nietzsches Lektüren ist komplex, unsicher und hindernisreich. Dies umso mehr, als dass Nietzsche nachweislich ein Vielleser war, längst nicht nur hochstehende Literatur las und viele Autoren, über die er schrieb, nur aus zweiter Hand kannte.⁷ Digitale Privatbiblio-

2 Editionen fallen gemäss Nationalfonds seit einigen Jahren nicht mehr unter die Forschungs-, sondern die Infrastrukturförderung.

3 Hay (2012), S. 151.

4 Certeau (1988), S. 307.

5 Morgenröte, Vorrede 5, KSA 3, S. 17; Brief an Erwin Rohde, kurz nach 16.6.1878, in: Briefe. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, II/5, Bf. 727.

6 Vgl. Campioni (2009), S. 327.

7 Für zahlreiche Beispiele vgl. Sommer (2019).

theken und Lesespuren verführen demgegenüber dazu, die ohnehin gesetzten Thesen anhand von empirisch anmutenden Belegen zu illustrieren.

Forschende bleiben damit für Klischees anfällig, anstatt diese immer neu zu hinterfragen. So entspricht das wilde Lesen trivialer Literatur nicht der Vorstellung, wie ein durchdachtes Buch eines wichtigen Philosophen entstand – hingegen ein Verweisspiel ausgehend von Platon über Diderot bis hin zu Goethe schon. Diese Interpretationen werden seitens der Forschenden an die Lesespuren herangetragen. Nicht die plausibleren Gründe, sondern das Autorschaftsverständnis der Interpreten entscheidet im Zweifel über die Interpretation von Nietzsches Lesespuren.

Strategien gegen eine neue Genieästhetik

So schleicht sich unmerklich eine längst überkommen geglaubte Vorstellung des intentionalen Lesens und Schreibens wieder in die Forschung ein. Schreibprozesse werden als Kaskaden bloss schriftlicher Spuren verstanden und in Bezug auf ein singuläres Autorsubjekt hin interpretiert. Vorstufen, Notate und Lesespuren bilden so gesehen den Willen des Autors ab. Die Lektüre wird als isolierbares, stets sinnvolles und damit kommentierbares Ereignis insinuiert. So überlebt die Genieästhetik ironischerweise an jenem Ort, der einst ihr Ende bedeuten sollte: in der Werkstatt der Autoren. Entgegen einer Genealogie im Sinne Foucaults und Nietzsches werden damit Zufälle, Missverständnisse und Irrtümer zugunsten einer per se sinnhaften Kontextualisierung beiseitegelassen.

Damit die Benutzung neuer Editionsinfrastrukturen keinem «Tatsachenfetischismus»⁸ anheimfällt, könnten zwei Strategien helfen, die Autorschaftsvorstellungen der Interpreten produktiv zu verunsichern und einer neuen Genieästhetik vorzubeugen.

Erstens müssen Autorschaftsvorstellungen von Interpreten vermehrt Gegenstand der Interpretation von Lesespuren sowie der Rezensionskultur werden. Den Autor «besser verstehen»⁹ – wie es das hehre Ideal der Editionsforchung verlangt – ist ein Anspruch, der dem Autorschaftsverständnis nachgelagert ist. So sollte eine kritische Interpretation von Lesespuren stets reflektieren, mit welchem Autorschaftsverständnis (das heisst letztlich an *welchem* Nietzsche) sie arbeitet. Es ginge nicht darum, unvoreingenommen zu sein (was unmöglich ist), sondern sich die eigenen Voreingenommenheiten soweit möglich zu vergegenwärtigen. Dies kann beispielsweise sichtbar gemacht werden, indem Lesespuren und Nachlassmaterialien – wie im obigen Beispiel geschehen – vor dem Hintergrund mehrerer Autorschaftsvorstellungen interpretiert werden. Damit würde die Kontingenz

Résumé

Les bibliothèques privées et les annotations ou « traces de lecture » (Lesespuren), qui font l'objet d'une attention croissante dans la recherche sur les auteur-e-s, ouvrent une mine de matériel, mais sont encore loin de garantir de nouvelles perspectives. Leur étude exige une attitude dynamique vis-à-vis de l'œuvre et de l'auteur-e de la part des interprètes. Ainsi, les interprétations des traces de lecture sont conditionnées par la représentation que les chercheurs et chercheuses se font de l'auteur-e. En utilisant la recherche sur Nietzsche comme exemple, il est démontré que les interprètes se soucient finalement trop peu des nouveaux indices à traiter, qu'ils prennent trop vite pour des confirmations de l'idée qu'ils se font déjà de l'auteur. L'interprétation des traces de lecture de Nietzsche est complexe, délicate et exigeante. De plus, l'idée que l'on se fait d'une écriture à partir de la lecture et des annotations est téléologique et liée à une esthétique du génie. L'article propose deux stratégies pour contrer un menaçant « fétichisme des faits » et prévenir une nouvelle sacralisation de l'auteur-e.

Premièrement, dans l'interprétation des traces de lecture et dans la culture de la recension, il conviendrait de veiller à davantage prendre en considération les différentes représentations des auteur-e-s, par exemple en interprétant les annotations et les matériaux de succession sur la toile de fond de plusieurs conceptions de l'auteur-e en question. Cela rendrait la contingence de la représentation de l'auteur-e de la part des interprètes transparente et ouverte à la critique. En second lieu, dans la perspective d'un élargissement du champ de l'édition, l'accent devrait également être mis sur les traces de vie des auteur-e-s : ainsi, des photographies d'environnements historiques, des reconstitutions de la mobilité géographique ainsi que des pratiques quotidiennes en matière de techniques de création pourraient être prises en considération. Pourquoi ne pas également collecter des tasses à café, des couvre-lits ou des boîtes de conserve et les intégrer dans les catalogues ?

Les projets d'édition sont particulièrement passionnants lorsque différentes facettes des auteur-e-s sont mises en lumière, dressant ainsi un portrait à la fois plus riche et plus contradictoire. Mais encore faut-il avoir l'expertise et le courage de le faire.

8 Zittel (2021), S. 399.

9 Hurlebusch (1998).

der Autorschaftsvorstellung seitens der Interpreten transparent und kritisierbar. Hier müssten wiederum die Editoren mit gutem Vorbild vorangehen, denn die vielfach erforschten Zusammenhänge zwischen editorischen und ideologischen Annahmen werden in den digitalen Datenbanken und Editionen nicht verschwinden, sondern bloss subtiler.¹⁰

In diesen Kontext ist einzubeziehen, dass Editionen auch materielle Werkpolitik betreiben: Die schiere physische Präsenz von grossformatigen Werkausgaben und faksimilierten Nachlässen suggeriert einen ungemein wichtigen, bis in seine letzten Kritzeleien hinein zu studierenden Geistesreichtum. Solche Editionen sind materiales Werkzeug und Beweis zugleich für diese These. Entsprechend ziehen umfangreiche Editionen, besonders von Nachlässen, auffällig viele Forschende an, bei denen Liebhaberei, Autorverehrung und empirisches Interesse sich vermischen. Die werkpolitische Affinität von Nachlass-Editionen zu einer Sakralisierung des Autors und einer Politik des Kanons muss kritisch hinterfragt werden.

Zweitens wäre im Sinne der Editionsausweitung auch auf Lebensspuren von Autoren zu fokussieren: Die Vorstellung eines aus Lektüre und Notaten emergierenden Schreibens ist teleologisch und einer Genieästhetik verhaftet. Es könnten Fotografien der historischen Umgebungen, Rekonstruktionen der geografischen Mobilität sowie Alltagspraktiken im Sinne kreativer Techniken einbezogen werden. Wieso nicht auch Kaffeetassen, Bettdecken und Konservendosen sammeln und in Katalogen aufbereiten? Dinge hätten zudem den Vorteil, dass sie nicht von den Autoren *geschrieben* wurden und demnach einfacher einen neuen Zugang zu Werk und Autor eröffnen. In diesem Sinne fruchtet ein investigativer Journalismus, der wie Julian Barnes ausgehend von einem scheinbar trivialen Gegenstand, Flauberts Papagei, einem Autor in die Details seines Lebens und Schaffens nachspürt.¹¹ Hier wird ein Autor in seinen Widersprüchlichkeiten, Trivialitäten und Talenten entdeckbar, ohne dass dies der Bewunderung für sein literarisches Werk Abbruch täte.

Solche strategisch eingeführten Unsicherheiten resultieren nicht zwingend in einem Dilemma, sondern ermöglichen eine produktive Reflexion. Es war gerade Nietzsche, der das Konstrukt «Autorschaft» nicht tilgte, sondern – wie in «Der Wanderer und sein Schatten» (1879) zu Beginn und Ende des Buches – als unumgängliche Projektionsfläche jeder Interpretation in den Blick rückte. Editionsprojekte sind dann spannend, wenn Autoren anders, reichhaltiger und widersprüchlicher entdeckt werden können – nun braucht es noch Mut und Expertise, dies auch zu tun.

Literatur

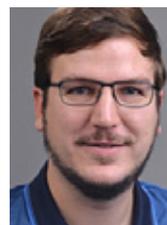
- Barnes, Julian (2019): Flauberts Papagei. Roman, Köln.
- Campioni, Giuliano (2009): Beiträge zur Quellenforschung. Nachweis aus Theodor Gsell-Fels, Süd-Frankreich, nebst den Kurorten der Riviera die Ponente, Corsica und Algier (1878), in: Nietzsche-Studien 38.
- Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns, Berlin.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2003): Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten, Frankfurt am Main.
- Hay, Louis (2012): Die dritte Dimension der Literatur. Notizen zu einer critique génétique, in: Zanetti, Sandro (Hg.): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte, Berlin, S. 132–151.
- Hurlebusch, Klaus (1998): Den Autor besser verstehen: aus seiner Arbeitsweise. Prolegomenon zu einer Hermeneutik textgenetischen Schreibens, in: Zeller, Hans und Gunter Martens (Hg.): Textgenetische Edition, Tübingen, S. 7–51.
- Sommer, Andreas Urs (2019): What Nietzsche Did and Did Not Read, in: Tom Stern (Hg.): The new Cambridge companion to Nietzsche (Cambridge Companions to Philosophy), Cambridge, S. 25–48.
- Zittel, Claus (2021): Nietzsches Yori(c)k. Falsche Fahrten und verlorene Leser in Nietzsches Bibliothek, in: Anschütz, Hans-Peter et al. (Hg.): Nietzsche als Leser, Berlin, S. 383–402.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5567329>

Zum Autor

Tobias Brücker ist promovierter Kulturwissenschaftler und Leiter der internen Weiterbildung an der Zürcher Hochschule der Künste. Er interessiert sich für alle Facetten von Diäten, Autorschaft und Kreativitätstechniken in der Philosophie und in den Künsten. 2019 publizierte er die Monografie «Auf dem Weg zur Philosophie. Friedrich Nietzsche schreibt «Der Wanderer und sein Schatten» in der Reihe «Zur Genealogie des Schreibens».



10 Vgl. stellvertretend: Gumbrecht (2003).

11 Barnes (2019).

De l'édition numérique à l'édition du numérique

Isaac Pante

Après s'être pour longtemps confinées à transposer l'édition papier au format digital, les sciences humaines et sociales (SHS) commencent à tirer parti des innovations techniques pour enrichir leurs manières d'explorer et d'éditer les œuvres et les productions au cœur de leurs disciplines. Les humanités numériques invitent cependant à dépasser cette appropriation des méthodes et des usages du développement logiciel en intégrant l'informatique et ses dispositifs mêmes aux corpus de recherche des SHS. Un continent scientifique inédit s'ouvre ainsi à nous : celui de notre regard sur ces « nouveaux » objets du savoir que constituent le numérique et ses usages et dont il nous reste à produire les éditions critiques.

Quiconque suit de près l'innovation et la créativité dans le domaine du développement web et de l'information en réseau sait que, en matière d'édition numérique, les sciences humaines et sociales sont encore loin d'avoir exploité pleinement le potentiel des technologies de l'information. Cela ne devrait pas nous surprendre : lors de l'apparition d'une nouvelle technologie (ou tout au moins lors de son intégration à un champ de savoir), le premier réflexe consiste le plus souvent à viser une transposition des usages liés aux technologies précédentes. Cette tendance explique une bonne part des déceptions initiales : le sentiment du « tout

ça pour ça » est bien souvent le symptôme d'une appropriation très superficielle de ces nouveaux dispositifs et de la culture qu'ils véhiculent. Durant cette première phase, tandis que les sceptiques sont encombrés par ce surcroît technologique, les enthousiastes sont le plus souvent perçus comme des « inspecteurs gadget » victimes d'une addiction naïve aux « tools ».

Aujourd'hui, entre les exigences du FNS en matière d'édition numérique et une familiarité croissante de la communauté scientifique avec les possibilités du digital, le milieu académique tire de mieux en mieux parti des possibilités offertes par le numérique. Il n'est ainsi plus rare d'inscrire l'œuvre et son appareil critique au sein d'une constellation tirant parti de la complémentarité des dispositifs analogiques et numériques. De même qu'il a fallu attendre la peinture abstraite pour développer notre compréhension de l'art figuratif, cette mise en dialogue des supports éditoriaux les a mutuellement enrichis. En matière d'édition numérique, les interfaces de navigation innovantes capables de visualiser ou de manipuler les œuvres ainsi que la liaison des œuvres à leur écosystème culturel via des ontologies ad hoc se multiplient. L'édition papier ressort tout aussi grandie de ces échanges : l'attention portée au support analogique, que ce soit en termes de matériaux, de textures ou d'interactions (exploitation des possibilités de pliage, jeux sur la transparence, etc.), s'est largement accrue.

Tout indique que cette belle complémentarité des supports éditoriaux n'est pas près de se tarir. Renforcées par la pandémie et la nécessité de dématérialiser les informations et les interactions du quotidien, les passerelles entre le numérique et l'analogique se sont démocratisées. Dans une exposition, peu de personnes seront désormais surprises d'être renvoyées d'un catalogue à un site web au travers d'un code QR. Gageons que la réalité augmentée, qui fait encore office de curiosité (à l'instar du code QR avant 2019), contribuera à enrichir cette mise en dialogue. Si l'on y ajoute (pour n'en citer que trois) les possibilités offertes par le web sémantique, l'intelligence artificielle et la réalité virtuelle, on prend peu de risques en affirmant que l'édition numérique est encore amenée à évoluer profondément, y compris dans sa chaîne de production. Le développement logiciel a en effet vu naître ces dernières années des plateformes de mutualisation du code informatique qui facilitent sa documentation et son écriture collective. Encore très confinées aux milieux de l'ingénierie, ces plateformes mobilisent des stratégies d'organisation du travail et de production *peer reviewed* de la connaissance tout à fait transférables à nos propres champs de savoir.

Le match retour

Reste que, pour les SHS, ce transfert technologique ne constitue que la moitié du chemin à accomplir. Si cette étape est utile et nécessaire à l'accroissement de la littératie numérique, les SHS gagnent également à étudier l'informatique (et le numérique dans son ensemble) au prisme de leurs savoirs disciplinaires. Comment ? En élargissant leurs corpus aux artefacts et aux usages de l'informatique elle-même. Ce match retour, encore trop rare, est aussi nécessaire que prometteur. Il est nécessaire pour cesser de réduire l'informatique (et les humanités digitales) à sa composante instrumentale, éviter une trop forte délégation des savoirs (qui reviendrait à faire des SHS de simples fournisseuses de données pour des acteur-trice-s industriel-le-s) et pour nous permettre de contribuer au développement de dispositifs plus adaptés à nos propres besoins scientifiques. Il est prometteur dans la mesure où, en ouvrant une multitude de terrains d'exploration disciplinaire, il offre autant d'occasions de réviser nos hypothèses et les modèles de savoir qui prévalent dans nos disciplines.

Prenons un exemple : toute édition digitale est aujourd'hui encodée dans des langages et des formats dont la plupart des chercheuses et chercheurs en SHS se soucient peu. Faute de familiarité, beaucoup considèrent en effet que la logique mathématique est seule pertinente pour décrire ces idiomes d'interaction avec des machines et que nos outils descriptifs (notamment linguistiques) sont inopérants. À croire que ces langages (ne devrait-on pas dire « langues » au vu du nombre de personnes qui y recourent ?) ne disposent ni de leur littérature, ni de leurs chefs-d'œuvre. À croire, aussi, qu'ils ne sont pas les produits de groupes d'actrices et d'acteurs situés, dont les identités sociales structurent et sont structurées par ces « langues » techniques qu'ils « parlent » à longueur de journée.

Pour moi qui développe et écris depuis plus d'une vingtaine d'années, je peux assurer que les langages de programmation sont bien loin de réaliser l'idéographie de Gottlob Frege ou les rêves de Rudolf Carnap et de ses compères du Cercle de Vienne. En réalité, sitôt abandonnée la division entre « littéraires » et « scientifiques » qui a trop longtemps scindé (et scinde encore) nos formations intellectuelles, les barrières disciplinaires sont bien plus poreuses qu'il n'y paraît. Accroître les dimensions de l'informatique par un regard interdisciplinaire, c'est prendre acte du fait que, comme toute science, l'informatique s'est aussi bâtie sur des hasards, des querelles et des communautés de pratiques. À l'heure où chaque canton cherche à arrêter les compétences à enseigner à l'école en matière d'éducation numérique, la meilleure manière de percevoir l'intensité de ces appartenances reste de demander aux personnes impliquées s'il est préférable d'enseigner Javascript ou Python, deux langages de programmation très en vogue. La bataille qui s'ensuivra n'aura rien à envier à celle des Anciens et des Modernes autour d'Hernani.

Zusammenfassung

Nachdem sich die Geistes- und Sozialwissenschaften lange darauf beschränkt haben, Printausgaben zu digitalisieren, beginnen sie nun, die technologischen Innovationen zu nutzen, um ihre Methoden zu erweitern und Werke sowie Arbeiten innerhalb der eigenen Disziplinen zu behandeln und zu edieren. Die vom Bund geförderte allgemeine Stärkung der digitalen Kompetenz wird die Aneignung von Methoden und Anwendungen der Softwareentwicklung erleichtern. Die Digitalen Geisteswissenschaften fordern jedoch dazu auf, über diese Aneignung hinauszugehen, indem sie – sozusagen im Rückspiel – die Informatik und ihre Werkzeuge ins Korpus der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung integrieren.

Als Espen J. Aarseth vor mehr als 25 Jahren so scheinbar heterogene Gegenstände wie Computerspiele, Tarot und Queneaus Hundert Tausend Milliarden Gedichte zusammenbrachte, öffnete er die Literaturwissenschaft und verschaffte sich damit die Möglichkeit, die Epistemologie seines eigenen Fachs neu zu beurteilen. Es ist unsere Aufgabe, diesen Schritt in jeder unserer Disziplinen zu wiederholen. Die grössten Innovationen im Bereich des digitalen Publizierens – ja sogar in den Geistes- und Sozialwissenschaften – könnten sich aus unserer gemeinsamen Fähigkeit ergeben, uns mit dieser digitalen Kultur vertraut zu machen und gleichzeitig zu kritischen Editorinnen und Editoren dieses umfangreichen Korpus zu werden, das durch den digitalen Bereich und seine Anwendungen entstanden ist.

Soit. Admettons que notre regard (ou notre non-regard) sur ces dispositifs soit le fruit d'un préjugé disciplinaire et d'un désintérêt lié à un clivage que nous reproduisons au quotidien. Pourquoi ces langages (et les dispositifs numériques dans leur ensemble) gagneraient-ils à être décrits, étudiés et réinventés à l'aune des traditions de nos champs de savoir ? N'est-ce pas perdre du temps et de l'énergie alors qu'il y a déjà tant à faire dans nos propres champs disciplinaires en nous confinant à nos objets ? Peut-on raisonnablement penser que le bénéfice épistémologique vaut le surcoût de formation et de diversité que réclament de telles explorations ? Bref, ce match retour en vaut-il la peine ?

L'exemple de la littérature ergodique

À vrai dire, ce type de mouvement a déjà fait ses preuves depuis plus d'une vingtaine d'années, notamment dans le milieu de l'analyse littéraire. Dès 1997, Espen J. Aarseth rendait compte des limites des définitions canoniques

de la textualité en s'appuyant sur leurs faiblesses à décrire les « cybertextes ». Sous cette définition, le chercheur n'incluait pas les seuls dispositifs informatiques, mais aussi tous les textes qui requièrent des efforts non triviaux pour produire leurs significations. Dans son ouvrage *Cybertext*, Aarseth rapprochait ainsi, dans un même corpus de littérature « ergodique » (*i. e.* qui exige un « travail » de manipulation en plus de la seule lecture), des œuvres aussi hétérogènes (en termes de supports) que le *Yi Jing*, les fictions interactives vidéoludiques et les *Cent mille milliards de poèmes* de Queneau. Étudiés à partir de cette définition, *Un conte à votre façon* de Queneau et un jeu vidéo ont plus en commun que deux ouvrages de poésie, pourtant rangés côte à côte dans nos bibliothèques universitaires. Avantage ? En repensant la textualité à partir de ses marges et en intégrant des textes jusque-là disqualifiés par leur différence de médium, Aarseth offrait un terrain de jeu plus vaste aux études littéraires et des moyens de réévaluer l'épistémologie de son propre champ.

L'autre continent

Depuis quelques années, ce type de démarches scientifiques prend de l'ampleur. Sous le nom de *Critical Code Studies*, une poignée de chercheuses et de chercheurs entendent ainsi « appliquer l'herméneutique des sciences humaines à l'interprétation de la signification extrafonctionnelle du code source d'un ordinateur »¹. Il va sans dire qu'une telle interdisciplinarité requiert une hybridation avancée des compétences, ou, à tout le moins, des partenariats qui dépassent la pure et simple division du travail entre ingénieure-s et chercheuses et chercheurs en SHS. Dans ce type d'approches, les compétences informatiques ne sont plus acquises à des fins de développement, mais afin de permettre l'application de nos méthodes à d'autres objets. De telles recherches permettent notamment de faire l'histoire de certaines œuvres nativement numériques (y compris vidéoludiques) en déterminant dans quelle mesure ces dernières sont conditionnées par les contraintes logicielles et matérielles de l'époque qui les a vues naître.

Attendez : serions-nous en train d'appliquer les méthodes et les approches de la génétique textuelle au code source d'un programme informatique ? Oui, et c'est absolument fascinant pour quiconque souhaite défier ses épistémologies avec des objets qui semblaient jusque-là interdits et qui sont pourtant parfaitement légitimes, une fois rapportés à leurs composantes essentielles. C'est ainsi que, parti-e-s à la conquête de ce nouveau continent scientifique, des chercheuses et chercheurs thématisent avec succès la poétique du code informatique, en convoquant leur propre savoir disciplinaire.

À mesure de l'accroissement collectif de notre littératie numérique, prenons donc l'habitude de systématiquement nous demander si nous pourrions appliquer nos méthodes à ces dispositifs techniques que le mode scientifique contemporain nous enjoint à maîtriser. Les plus grandes innovations en édition numérique – voire en sciences humaines et sociales – pourraient bien résulter de notre capacité croisée à nous acculturer à ces dispositifs techniques tout en devenant les éditrices et éditeurs critiques de ce grand corpus formé par le numérique et ses usages.

Références

- Aarseth, Espen J. (1997) : *Cybertext. Perspectives on ergodic literature*, Johns Hopkins University Press.
- Carnap, Rudolf et al. (1985) : *Manifeste du Cercle de Vienne et autres écrits*, Presses universitaires de France.
- Frege, Gottlob (1999) : *Idéographie*, Vrin.
- Marino, Mark C. (2020) : *Critical code studies. Initial methods*, MIT Press.
- Paloque-Bergès, Camille (2009) : *Poétique des codes sur le réseau informatique*, Éditions des archives contemporaines.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5716101>

L'auteur

Isaac Pante est maître d'enseignement et de recherche en cultures et édition numériques et président de la Section des sciences du langage et de l'information de la Faculté des lettres à l'Université de Lausanne (UNIL). Directeur académique du dhCenter UNIL-EPFL et cofondateur du GameLab UNIL-EPFL, il promeut l'hybridation des sciences de l'ingénierie avec les sciences humaines et sociales. Par ailleurs écrivain, il s'est vu décerner le prix de littérature de la Fondation Édouard et Maurice Sandoz (FEMS) en 2019.



1 Citation originale en anglais sur la page Internet : <https://criticalcodestudies.com/#about>

NETZWERK *RÉSEAU*

Personalia

Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Parlamentarische Gruppe engagiert sich für die Geschichtswissenschaft

Am 28. September fand der Gründungsanlass der von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte (SGG) initiierten überparteilichen Parlamentarische Gruppe «Geschichte» statt. Die Gruppe wird sich auf nationaler Ebene für die Stärkung der Geschichte, der Geschichtswissenschaft und der historischen Bildung engagieren. Im Zentrum steht dabei die Verbesserung der Rahmenbedingungen für Historikerinnen und Historiker sowie der verwandten Berufsgattungen. Das Präsidium der Gruppe teilen sich Nationalrätin Nadine Masshardt (SP/BE) und Ständerat Jakob Stark (SVP/TG).

Es sei leider ein gewisser Tunnelblick auf die Mint-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) festzustellen, sagte SGG-Präsident Sacha Zala (Bild) gegenüber Radio SRF. Beispielsweise sei es zunehmend schwierig geworden, von den Bundesämtern oder vom Nationalfonds ausreichende Unterstützung für geisteswissenschaftliche Grundlagenprojekte zu erhalten.

Es ist vorgesehen, mindestens einmal pro Jahr einen Anlass durchzuführen, um mit den Mitgliedern der Gruppe aktuelle politische Fragen im Bereich der Geschichtswissenschaft und der historischen Bildung zu diskutieren. Im Fokus des ersten Anlasses standen das Bundesarchiv als Forschungsinfrastruktur für Historikerinnen und Historiker sowie die Zukunft des Bundesgesetzes über die Archivierung.

www.sgg-ssh.ch



Gründungsanlass der Parlamentarischen Gruppe
«Geschichte» am 28. September

SAGW

Nachwuchspreis der SAGW 2022: Ausschreibung noch offen

Bis zum 1. Dezember 2021 können sich Forschende für den Nachwuchspreis der SAGW 2022 bewerben. Mit dem Preis werden junge Forscherinnen und Forscher der Geistes- und Sozialwissenschaften für die Qualität eines Artikels ausgezeichnet, der in einer wissenschaftlichen Publikation veröffentlicht wurde. Der mit 18 000 Franken dotierte Preis wird, aufgeteilt in einen Gold-, Silber- und Bronzepreis, alljährlich im Frühling an der Jahresversammlung der SAGW verliehen. Im letzten Jahr haben sich rund 100 junge Forscherinnen und Forscher für den Preis beworben. Die Preisträgerinnen und Preisträger 2021 stammen aus den Geschichts-, Rechts- und Kommunikationswissenschaften.

www.sagw.ch/nachwuchspreis



Christian Weibel

SAGW

Christian Weibel neuer wissenschaftlicher Mitarbeiter im Generalsekretariat

Christian Weibel studierte in Zürich und Bordeaux Philosophie, Anglistik und Geschichte der Neuzeit und arbeitet derzeit in Zürich an seiner Promotion in theoretischer Philosophie zur Auslegungsvielfalt von Aristoteles' *De anima* und seiner Auffassung des Denkens. Er sammelte breite Berufserfahrung unter anderem als wissenschaftlicher Assistent, Studienberater und Fachspezialist Zulassung an der Universität Zürich sowie als Projektmanager beim Schwabe Verlag. Bei der SAGW wird er als wissenschaftlicher Mitarbeiter die vier Nationalen Wörterbücher betreuen, Ansprechperson für die sprach- und kulturwissenschaftlichen sowie wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Fachgesellschaften sein und thematische Dossiers in den Bereichen Innovation und Wissenschaftskulturen auf- und ausbauen.

Christian Weibel folgt auf Noemi Daugaard. Sie verlässt die SAGW nach etwas mehr als einem Jahr und tritt eine Stelle an der Universität Zürich an, wo sie ihre Promotion in Filmwissenschaft abschliessen möchte.

www.sagw.ch



De gauche à droite : Lucie Stooss (Académies suisses), Martin Amrein (Prix Média), Simone Pengue (Prix Média Newcomer), Claudia Appenzeller (Académies suisses). Absent de l'image : Arian Bastani.

Académies suisses des sciences

Virus, volts et données

Martin Amrein et Arian Bastani récompensés par le Prix Média 2021

« Un excellent exemple de journalisme scientifique bien compréhensible, très pertinent, pondéré et très sérieux ». C'est ainsi que le jury a qualifié l'article de la *NZZ am Sonntag* « Das Virus ist hier, um zu bleiben » (Le virus est là pour rester). Le lauréat du Prix Média Martin Amrein y montre comment les vaccins peuvent représenter un moyen de sortir de la pandémie de Covid-19 malgré les mutations du virus. L'article ne donne pas seulement un très bon aperçu de l'état des connaissances au moment de sa publication en février 2021, mais il a aussi très bien « vieilli » et n'a pas perdu de son actualité.

Lors de la sélection effectuée par le jury, Martin Amrein a mené une course au coude-à-coude avec Arian Bastani du magazine en ligne *Republik*. Dans sa contribution intitulée « Gerät das Stromnetz aus dem Gleichgewicht ? » (L'équilibre du réseau électrique sera-t-il rompu ?), le journaliste s'est penché sur le problème de la stabilité du réseau électrique et sur la question de savoir si celle-ci pouvait être maintenue grâce aux énergies solaire et éolienne. « Il a réussi à rendre un thème très sous-estimé accessible à un public de profanes et à l'expliquer sans utiliser un jargon d'expert », a fait valoir le jury. Sa

réalisation formelle a aussi convaincu. Des informations supplémentaires peuvent en effet être activées ou désactivées sans que le cours de la lecture soit entravé.

Le jury a été unanime pour estimer que les deux journalistes avaient présenté d'excellents travaux méritant d'être distingués et a donc décidé de leur décerner à tous les deux le Prix Média qui est doté à chaque fois de 7000 francs. Martin Amrein et Arian Bastani l'ont ainsi emporté parmi 16 candidats et candidates de la presse écrite, en ligne, audio et vidéo, qui ont tous et toutes aussi présenté des travaux de grande qualité.

Le Prix Média Newcomer est attribué à Simone Pengue

Simone Pengue cherche dans son film documentaire à savoir ce que deviennent les données de recherche biomédicales non utilisées. Pendant combien de temps sont-elles stockées, doivent-elles être accessibles au public et peuvent-elles être recyclées afin de répondre à de nouvelles interrogations ? Le biophysicien éclaire ces questions dans une contribution aux perspectives multiples qui intègre des aspects éthiques, économiques et sociaux. Le film *Dati dimenticati : gli scarti della scienza / Forgotten data : the leftovers of science* a convaincu le jury non seulement par son contenu scientifique et son intelligibilité, mais aussi par son langage visuel séduisant et sa réalisation plurilingue. Son travail ainsi que celui de Chloé Carrière, qui a fasciné le jury avec son *Galactic Chloé Show*, une émission de vulgarisation scien-

tifique, ont été encouragés grâce à un subside de recherche. Lors du vote du public, Simone Pengue l'a finalement emporté et s'est vu attribuer le Prix Média Newcomer, doté d'un montant de 4000 francs.

Le Prix Média est décerné chaque année par les Académies suisses des sciences lors du congrès annuel de communication scientifique ScienceComm.

www.akademien-schweiz.ch

4 questions à

Thomas Hunkeler

« L'échec a quelque chose de vivifiant »



Thomas Hunkeler est professeur ordinaire de littérature française et comparée à l'Université de Fribourg et président de l'Association suisse de littérature générale et comparée. Ses domaines de recherche sont la littérature de la Renaissance, le théâtre moderne et contemporain, les avant-gardes européennes, la théorie littéraire et la littérature romande.

Comment l'étude de la littérature peut-elle contribuer à un « meilleur monde » en 2030 ?

Je vous avoue que je suis un peu mal à l'aise avec l'idée de voir une littérature, ou la recherche autour de la littérature, devoir contribuer à un meilleur monde. Il me paraît important d'avoir une certaine autonomie et de ne pas se poser d'emblée la question : « Est-ce que je suis utile ou non ? » Car on risque de vous dire : « Il faudra désormais que l'étude de la littérature contribue aux enjeux politiques de tel ou tel type ». Rien ne vieillit cependant plus vite que les idées. Il ne faut donc pas a priori que la littérature ou l'étude de la littérature contribuent à créer un meilleur monde possible, mais qu'on fasse bien son travail. C'est là ce qui me paraît essentiel.

Quand avez-vous connu un échec cuisant dans votre carrière de chercheur ?

Il y en a eu beaucoup. Je crois que l'échec fait partie d'une carrière de chercheuse ou chercheur. L'échec a quelque chose de vivifiant. On se met à apprendre quand on connaît des échecs. Mais ce que j'ai envie de dire, surtout par rapport à des jeunes chercheurs, c'est qu'il vaut mieux apprendre à accepter les échecs. S'il vous arrive un seul échec et que vous remettez tout en cause, c'est grave. Il faut accepter l'échec qui fait partie de notre condition de vie, mais aussi de la carrière académique. Il faut savoir se remettre en cause, tirer les leçons et ensuite aller de l'avant.

Imaginez que votre mémoire soit effacée et que vous ne puissiez conserver qu'une seule citation. Laquelle serait-ce ?

Pour le littéraire que je suis, qui a lu beaucoup de livres et qui connaît beaucoup de citations, l'idée d'un savoir absolu qui se nicherait dans une seule citation, d'un petit joyau que je garderais par devers moi et que j'emporterais avec moi en cas de catastrophe, a quelque chose d'absurde. Mais si je dois essayer de répondre à votre question, je le ferai de façon indirecte. Il y a une citation qu'on attribue à Socrate, qui est la suivante : « Je sais que je ne sais rien. » Michel de Montaigne, le grand humaniste français de la fin du XVI^e siècle, avait formé sur cette base une autre citation très courte, à savoir : « Que sais-je ? ». Cette formule a donné le titre à une série d'ouvrages de documentation publiés en France. Une seule citation, « Que sais-je ? » qui témoigne du scepticisme quant à l'idée de pouvoir savoir quelque chose, a donc donné lieu à toute une bibliothèque de livres. Et, si j'ai le choix, je préfère bien sûr la bibliothèque à une seule phrase.

De quelles compétences avez-vous besoin aujourd'hui que vous n'avez pas acquises pendant vos études ?

J'ai fait mes études dans un contexte très eurocentré, où les langues étrangères qu'on apprenait étaient celles des pays voisins, c'était l'italien, le français, l'allemand, l'anglais, etc. Aujourd'hui, si j'avais le choix, j'apprendrais d'autres langues non européennes que j'aimerais beaucoup maîtriser pour pouvoir lire des textes dans la version originale, pour pouvoir m'entretenir avec des gens, pour pouvoir profiter d'une vue différente. Par ailleurs, j'aurais pu, j'aurais peut-être dû, apprendre à mieux manier les ordinateurs. Je me débrouille, mais sans plus. Cela dit, ce qui me rassure parfois, c'est de voir que mes étudiants, qui sont pourtant soi-disant des « digital natives », ne sont pas beaucoup plus avancés que moi. Et enfin, si c'était à refaire, je commencerais aussi des études d'histoire de l'art. C'est un domaine qui me passionne et dans lequel je travaille de plus en plus, mais en amateur.

Questions : Christina Graf ; les réponses ont été extraites d'un entretien vidéo avec Thomas Hunkeler.



Publications et projets

Langfristige Editionen als Förderkategorie priorisieren

Fachgesellschaften der Geisteswissenschaften intervenieren beim Nationalfonds

Seit 2016 lancierte der Schweizerische Nationalfonds (SNF) keinen neuen «Call for Editions» mehr. Seit fünf Jahren ist es deshalb faktisch unmöglich, in der Schweiz langfristige Editionsprojekte zu starten. 13 Fachgesellschaften aus den Geisteswissenschaften, von der Geschichte über die Archiv- und Altertums- bis zu den Musik-, Literatur- und Sprachwissenschaften forderten in einem im Juni publizierten offenen Brief vom SNF, langfristige Editionsprojekte auch in Zukunft zu unterstützen und zeitnah einen neuen Call zu publizieren.

Es sei «unverständlich, weshalb sich der SNF von dieser zentralen Form der Grundlagenforschung verabschieden» wolle, heisst es im Brief, zumal aktuelle Editionsprojekte nach dem Open-Access-Prinzip nachweislich «hervorragende Katalysatoren für die Forschung» seien. Die SAGW ist 2017 eine strategische Partnerschaft mit dem SNF puncto langfristigen Editionsprojekten eingegangen und hat 2021 die Finanzierung von acht laufenden Projekten übernommen, was die Autoren und Autorinnen des Briefs als Indiz dafür deuten, dass der SNF langfristige Editionen nicht weiter fördern möchte.

www.sgg-ssh.ch

Ist Soziale Innovation das Stiefkind der Innovationspolitik?

Interpellation im Nationalrat

Eine Vielzahl von Akteuren sind an Innovationen beteiligt: Produzenten und Konsumentinnen, Profis und Laien, Nutzer und Expertinnen, Forscherinnen und Designer und weitere mehr. Innovation lässt sich deshalb nicht bloss unter dem Gesichtspunkt der sogenannten exakten Wissenschaften betrachten.

Sogenannte «soziale Innovationen», die ausserhalb von Unternehmen oder Forschungslabors durchgeführt werden und bedeutende Auswirkungen auf die Entwicklung der Wirtschaft wie auch der Gesellschaft haben, lassen sich schlecht messen und stehen auch deshalb häufig im Schatten der technologischen Innovation. Der Nationalrat Fabien Fivaz (Grüne Partei) wollte in einer im Juni eingereichten Interpellation vom Bundesrat wissen, wo, wie und wieviel er in Soziale Innovation zu investieren gedenkt.

Der Bundesrat betont in seiner Stellungnahme vom 18. August die «grosse Bedeutung», die er der sozialen Innovation beimesse. So würden soziale Innovationen sowohl von Innosuisse, vom Schweizerischen Nationalfonds, bei Nationalen Forschungsprogrammen und nicht zuletzt auch im Rahmen der Energieforschung, etwa durch das Förderprogramm Sweet des Bundesamts für Energie, berücksichtigt und «voraussichtlich auch in der nächsten BFI-Botschaft 2025-2028 behandelt» werden. Angaben zu den konkreten Förderbeträgen liessen sich indes nicht in allen Fällen machen.

www.parlament.ch

Agenda

30.11.2021

9.30–17 Uhr, Eventforum Bern

Sustainability Science Forum 2021 – Accelerating Transformation

Sustainability Research Initiative,
Swiss Academy of Sciences
<https://scnat.ch>

30.11.2021

18.30–20 Uhr, Universität Bern

Der (Stellen-)Wert von Impfungen: Politik, Wissenschaft, und Öffentlichkeit

Vortrag von Katharina Paul, Wien
www.img.unibe.ch

02.12.2021

18.15–20 Uhr, Universität Bern

Gebrauch und Missbrauch von Modellen in der Politikberatung während der Pandemie

Vortrag von Mathias Frisch, Hannover, in der Reihe «Alles bleibt anders?! Philosophische Impulse zur Coronapandemie und den Folgen»

krino – Philosophische Gesellschaft Bern
www.krino.ch

03.12.2021

13.15–14.30 Uhr, online

75 Jahre SAGW: Was hat die Akademie erreicht – und was nicht?

Podiumsdiskussion im Rahmen des Formats «Science After Noon»

Akademien der Wissenschaften Schweiz, SAGW
www.sagw.ch

28-29.01.2022

University of Lucerne

Accountability in the Anthropocene. Critical Studies in Environmental Governance

www.accountability-anthropocene.com



Académies suisses des sciences

Rendre la science compréhensible

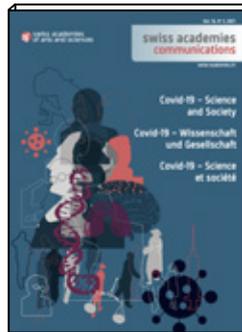
Un groupe d'expert·e·s des Académies suisses a formulé vingt recommandations

Le groupe d'expert·e·s « Communicating Sciences and Arts in Times of Digital Media » livre son premier rapport d'évaluation en matière de communication scientifique en Suisse. L'étude conclut que la population suisse soutient largement la science et qu'il existe de nombreux formats de dialogue entre la science et la société.

Mais il y a aussi des défis à relever liés à des situations insatisfaisantes, comme le soutien insuffisant apporté aux scientifiques qui communiquent avec le public, l'érosion du journalisme scientifique ou encore la propagation des *fake news* et de la désinformation.

« Les recherches démontrent qu'une part certes petite mais non négligeable de la population suisse éprouve de la méfiance à l'égard de la science, déclare Mike Schäfer, porte-parole du groupe, et nous ne devrions pas l'ignorer. » Sur cette base, le groupe d'expert·e·s des Académies suisses a formulé vingt recommandations pour améliorer la communication scientifique.

go.academies-suisse.ch/sciencecommunication



Académies suisses des sciences

Quatorze contributions sur la mise en œuvre des connaissances pendant la pandémie de Covid-19

Depuis un an et demi, la relation entre la science, la politique et la société fait l'objet d'un débat intense. La « répartition des tâches » entre la science et la politique a été au centre des préoccupations, tout comme l'intégrité des scientifiques et le processus d'acquisition des connaissances scientifiques. L'harmonie n'a pas toujours régné entre les parties prenantes, qui semblaient parfois parler différentes langues.

Un nouveau recueil des Académies suisses montre que ce rapprochement, dû aux circonstances, a également été très fructueux. La publication contient quatorze contributions qui examinent et analysent la mise en œuvre des résultats scientifiques pendant la pandémie de Covid-19 par les politiques et dans la société. La sociologue Alexandra Hofmänner montre par exemple combien le fort ancrage institutionnel de l'expertise scientifique dans le champ politique au sein de l'administration fédérale limite le contact direct avec les décideurs en cas de crise. Sibylle Ackermann et Franziska Egli décrivent comment l'Académie Suisse des Sciences Médicales a pu, ou plutôt a dû, élaborer des directives pour le triage dans les unités de soins intensifs dans un délai très court (dix jours et dix nuits pour l'élaboration de la première version).

Académies suisses des sciences (2021) : COVID-19 – Science et société. Contributions en temps de pandémie (Swiss Academies Communications 16,5). <http://doi.org/10.5281/zenodo.5360754>

swissuniversities

Swissuniversities

Swissuniversities publie une stratégie pour les données de recherche ouvertes (Open Research Data)

Swissuniversities fait un pas de plus en direction de la science ouverte. Début juillet, l'institution a publié la [Stratégie nationale suisse Open Research Data \(ORD\)](#). Celle-ci met l'accent sur le libre accès aux données de recherche : « En facilitant l'accès aux données de recherche et leur réutilisation, l'ORD promeut une recherche meilleure, plus efficace et plus percutante au profit de la société dans son ensemble », écrivent les auteur·e·s dans le document stratégique.

La stratégie ORD a été élaborée conjointement par Swissuniversities, le domaine des EPF, le FNS et les Académies suisses des sciences. D'ici à la fin de l'année, les mesures et les étapes de mise en œuvre de la stratégie doivent être précisées dans un plan d'action.

www.swissuniversities.ch



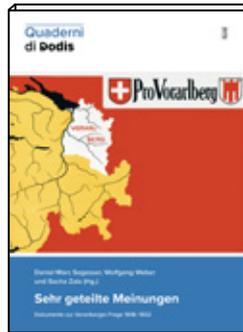
Diplomatische Dokumente der Schweiz

Drei neue Publikationen von Dodis

«Unsere jungen Ambassadoren»

Die Quellenedition «Unsere jungen Ambassadoren» von Beat Hodler ermöglicht einen Einblick in die vielfältigen Spuren, welche der internationale Jugendaustausch zwischen 1950 und 1989 als eine Form schweizerischer «Grassroot diplomacy» hinterlassen hat.

Hodler, Beat (Hg.): «Unsere jungen Ambassadoren». Internationaler Jugendaustausch aus schweizerischer Perspektive 1950–1989 (Quaderni di Dodis 16), Bern. <https://doi.org/10.5907/Q16>



Sehr geteilte Meinungen

Daniel Marc Segesser, Wolfgang Weber und Dodis-Direktor Sacha Zala präsentieren in «Sehr geteilte Meinungen» Dokumente aus verschiedenen nationalen und regionalen Archiven zur Frage eines möglichen Beitritts des Vorarlbergs zur Schweiz zwischen 1918 und 1922.

Segesser, Daniel Marc, Wolfgang Weber und Sacha Zala (Hg.): Sehr geteilte Meinungen. Dokumente zur Vorarlberger Frage 1918–1922 (Quaderni di Dodis 17), Bern. <https://doi.org/10.5907/Q17>



Der unsichtbare Dienst

Dodis-Mitarbeiter Jonas Hirschi hat mit seiner Studie «Der unsichtbare Dienst» eine Geschichte des diplomatischen Protokolls der Schweiz zwischen 1946 und 1990 verfasst. Sie zeigt, dass protokollarische Fragen und das Staatszeremoniell durchaus eine politische Brisanz aufweisen können.

Hirschi, Jonas: Der unsichtbare Dienst. Geschichte des diplomatischen Protokolls der Schweiz 1946–1990 (Quaderni di Dodis 18), Bern. <https://doi.org/10.5907/Q18>

10.–12.02.2022

Universität Bern

«versöhnt leben». Konferenz 2022. Welche Aspekte sind in Versöhnungsprozessen hilfreich, welche hinderlich?

www.verseehnt.ch

07.–11.03.2022

Universität und Fachhochschule Potsdam

Kulturen des digitalen Gedächtnisses

8. Jahrestagung des Verbands Digital Humanities im deutschsprachigen Raum

Universität Potsdam, Fachhochschulen Potsdam
www.dhd2022.de

28.–29.04.2022

Evidenzbasierte Agrar- und Ernährungspolitik – Rolle der Forschung für die Politikgestaltung.

Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie
www.sse-sga.ch



Centre pour la démocratie d'Aarau

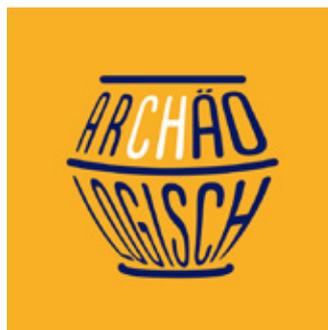
La consommation politique gagne en importance

La consommation politique, qu'il s'agisse d'achat (*buycott*) ou d'évitement conscient de certains produits (*boycott*), est une forme importante d'engagement politique non institutionnalisé dont il serait pertinent de tenir compte, afin de dresser un tableau réaliste et complet de l'évolution des modes de participation politique en Suisse. C'est ce que conclut dans une étude le Centre pour la démocratie d'Aarau après avoir effectué deux enquêtes, l'une sur les comportements de consommation politique, l'autre spécifiquement auprès de personnes véganes.

Selon l'étude, environ 50 % des personnes interrogées achètent ou évitent consciemment des produits pour des motifs politiques. Quatre-vingt-neuf pour cent des personnes véganes évitent les produits d'origine animale pour de telles raisons et peuvent donc être considérées comme des consommateurs et consommatrices politiques. Par ailleurs, les femmes ont nettement plus souvent que les hommes tendance à boycotter ou à acheter consciemment des produits pour des raisons politiques.

Les enquêtes ont été menées dans le cadre du projet de recherche du FNS « What is political consumerism ? Political consumerism in Switzerland ».

www.zdaarau.ch



Archäologie Schweiz

archäo.logisch: erster Schweizer Archäologie-Podcast

Die Podcast-Landschaft ist um einen Wissenschafts-Podcast reicher: «archäo.logisch» hat sich auf die Fahnen geschrieben, Themen aus der Archäologie mit Experten-Gästen zu diskutieren und niederschwellig zu vermitteln. Lanciert haben den Podcast die Basler Studentin Sarah Wicki und ihr Kollege Aaron Gwender. Die Folgen befassen sich mit solch unterschiedlichen Dingen wie dem Pfahlbauermythos, Unterwasserarchäologie oder der Numismatik. Das Projekt wird von Archäologie Schweiz unterstützt.

<https://archaeo-logisch.buzzsprout.com>



Memoriav

Deux cents heures de Ciné-Journal suisse en ligne

Entre 1940 et 1975, les cinémas suisses ont projeté en avant-programme de courts reportages cinématographiques financés par l'État, le Ciné-Journal suisse. En tant que sources audiovisuelles sur l'histoire récente de la Suisse, ces actualités filmées ont une grande valeur historique et sont bien connues de la recherche, de l'éducation et des réalisateurs et réalisatrices de documentaires. Memoriav, la Cinémathèque suisse et les Archives fédérales suisses mettent désormais les films d'actualités en ligne gratuitement à la disposition d'un large public. Au total, ces archives comptent plus de six mille sujets représentant quelque deux cents heures de matériel.

www.memobase.ch



Pouvoir et médecine

pourquoi une attitude totalement hostile à l'égard de la technique tout comme un enthousiasme aveugle pour cette dernière mènent à une impasse, et pourquoi les plus de 2500 groupes d'entraide présents en Suisse méritent une plus grande attention politique.

Enfin, ce recueil montre clairement que nous avons besoin de davantage de solutions sociales en médecine, à des niveaux très différents, et d'une définition solide de la santé qui ne se limite pas à la simple absence de maladie. Car : « le pouvoir se trouve là où règne une définition forte. Quand elle fait défaut, l'impuissance domine. » (Thomas Abel).

Contributions de la série de manifestations organisée dans le cadre des Medical Humanities, 2017–2020

En 2017, l'ASSH et l'Académie Suisse des Sciences Médicales ont lancé la série « Pouvoir et médecine ». Lors des quatre manifestations – « La force des normes » (2017), « Le pouvoir de l'argent » (2018), « Le pouvoir du patient » (2019) et « Pouvoir et impuissance de la médecine » (2020), les différents effets du pouvoir sur le système de santé ont été discutés.

Douze contributions ont été sélectionnées et sont désormais rassemblées dans une publication qui fait honneur à la diversité, la richesse et la créativité de la recherche en Suisse dans ce domaine. Les auteur-e-s se penchent sur des thèmes cruciaux : l'éthique médicale, les (importantes) différences salariales entre les diverses spécialisations médicales, l'évolution du rôle des patient-e-s de simples bénéficiaires de soins à des « expert-e-s par expérience » (Jörg Haslbeck) ainsi que les organisations de patient-e-s (peu puissantes). En outre, ils et elles démontrent

ASSH et Académie Suisse des Sciences Médicales (2021) : Pouvoir et médecine. Contributions de la série d'événements Medical Humanities 2017-2020 (Swiss Academies Reports 16,10).
<https://doi.org/10.5281/zenodo.5414418>.
 Cette publication paraît exclusivement en ligne.

Une nouvelle série d'événements se penche sur le vieillissement

Les activités organisées dans le cadre des Medical Humanities par l'ASSH en coopération avec l'Académie Suisse des Sciences Médicales seront poursuivies. Quatre conférences sur le thème « Vieillir » sont prévues de 2021 à 2024. Le premier événement intitulé « Les soins de santé, la société et les <vieux> » a eu lieu en septembre et s'est intéressé aux images de la vieillesse dans la société et dans la médecine. Les vidéos et résultats de la conférence sont publiés sur www.sagw.ch.

3 questions à

Lea Berger

« Il est primordial de remettre le bien-être et la qualité de vie des patient·e·s au centre de la discussion »

Où exactement est-ce que le pouvoir, ou plutôt un déséquilibre de pouvoir, entraîne-t-il des problèmes dans le secteur de la santé ?

Dans la société, il est fréquent d'observer des déséquilibres de pouvoir problématiques. Il en va de même pour le secteur de la santé. Je vois quatre domaines principaux où cela est particulièrement visible.

Tout d'abord, le secteur de la santé est fortement marqué par une hiérarchisation de pouvoir et de reconnaissance, par exemple en ce qui concerne le droit de prescrire des traitements ou les salaires. Lorsqu'elles sont considérées comme illégitimes, ces différences mènent à des conflits et nuisent à la collaboration interprofessionnelle.

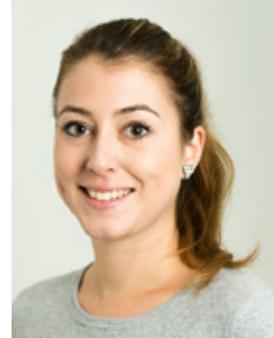
Ensuite, les relations entre médecins et patient·e·s peuvent également s'avérer délicates en termes d'équilibre de pouvoir : la communication des informations et les relations interpersonnelles dans le cadre des soins médicaux semblent être une préoccupation majeure, et nombreuses sont les doléances des patient·e·s à ce sujet.

Des déséquilibres de pouvoir problématiques ont aussi été constatés en matière d'incitations financières qui priment parfois sur le principe éthique du bien-être des patient·e·s : lorsque des systèmes d'incitation économique encouragent un excès – par exemple un traitement dont les risques dépassent les potentiels bénéfiques – ou, à l'inverse, un rationnement de soins – par exemple une sortie d'hôpital trop précoce –, cela nuit au bien-être du ou de la patient·e.

Finalement, au niveau systémique, il existe un déséquilibre frappant lié à l'influence des différents groupes d'intérêts : alors que les intérêts des pouvoirs publics, des caisses d'assurance maladie et des prestataires de soins sont bien représentés, les organisations des patient·e·s – défendant les intérêts des (potentiel·le·s) patient·e·s, de leurs proches, des payeurs et payeuses de primes ainsi que des contribuables – ne constituent toujours pas un « quatrième pouvoir ».

Où peut-on apporter des améliorations du point de vue des humanités médicales ?

Les connaissances médicales et techniques, bien qu'incontestablement indispensables, ne suffisent pas pour comprendre la situation d'une personne malade et de ses proches, ni les différents mécanismes du système de santé et leurs effets sur la qualité des soins ou encore la relation entre médecins et patient·e·s ainsi qu'entre les différentes professions. Or, ces connaissances sont indispensables, par exemple pour identifier les éventuelles inadéquations d'un système ou encore pour encourager une prise en charge des patient·e·s qui fait sens. À mon avis, les humanités médicales nous enseignent qu'il faut davantage prendre en compte des perspectives différentes. Cela semble simple et logique, mais s'avère parfois compliqué à mettre en œuvre dans la réalité, à l'image du manque de représentation des intérêts des patient·e·s dans le système politique. Aussi, les humanités médicales analysent des domaines sociétaux et culturels qui influencent fortement la santé des personnes et leur qualité de vie : cette dernière ne se façonne pas seule-



Lea Berger est collaboratrice scientifique à l'ASSH. Dans le cadre de cette fonction, elle est en charge du dossier Medical Humanities et de la a+ Swiss Platform Ageing Society. En tant que coordinatrice, elle a co-conçu et mis en œuvre la série d'événements et la publication *Pouvoir et médecine*.

ment à l'hôpital et dans les cabinets médicaux, mais également dans des environnements et interactions « ordinaires », dans la vie de tous les jours. Dans cette optique, une « dé médicalisation » de la santé pourrait être bénéfique dans certains cas.

Selon toi, quel est l'enseignement le plus important tiré de la série d'événements « Pouvoir et médecine » ?

Les différentes contributions d'expert·e·s le démontrent très bien : le pouvoir et les conflits d'intérêts sont inhérents à toute activité humaine et sociétale et se manifestent donc également dans le domaine de la santé à différents niveaux. Afin d'identifier les répercussions négatives de certains déséquilibres, il est primordial d'inciter les échanges entre les différents protagonistes et de remettre le bien-être et la qualité de vie des patient·e·s au centre de la discussion. C'est donc dans ce sens que nous allons poursuivre, en collaboration avec l'ASSM, nos activités dans le cadre des humanités médicales.

Questions : Heinz Nauer



O-Ton

« Et maintenant je comprenais ce qu'était la vieillesse – la vieillesse qui, de toutes les réalités, est peut-être celle dont nous gardons le plus longtemps dans la vie une notion purement abstraite, regardant les calendriers, datant nos lettres, voyant se marier nos amis, les enfants de nos amis, sans comprendre soit par peur, soit par paresse, ce que cela signifie jusqu'au jour où [...] le petit-fils d'une de nos amies, jeune homme qu'instinctivement nous traiterions en camarade, sourit comme si nous nous moquions de lui, nous qui lui sommes apparus comme un grand-père. »

Marcel Proust

À la recherche du temps perdu / Le temps retrouvé, cité par Anna Elsner dans la vidéo réalisée pour le colloque « Les soins de santé, la société et les <vieux> »

«Alles zu hinterfragen bedeutet nicht, dass jemand besonders kritisch ist, sondern dass jemand kein Vertrauen hat.»

Marcel Tanner in: Covid-19 – Wissenschaft und Gesellschaft, 2021, S. 9

«Intuitiv wissen wir alle, dass eine Machtkonzentration negative Auswirkungen auf die Landwirtschaft und schlussendlich auf die Ernährungssicherheit haben kann. [...] Demokratische Selbstbestimmung als Schlüssel zur sicheren Ernährung ist die Lehre aus der Geschichte. It's the lack of democracy, stupid!»

Urs Niggli in: Alle satt? Ernährung sichern für 10 Milliarden Menschen, 2021, S. 29

Das letzte Wort

Interdisziplinär forschen – kein Kinderspiel

Lisa Deutsch

Es ist ein idyllisches Bild: Forschende aus unterschiedlichsten Disziplinen setzen sich zusammen, um ein gesellschaftlich relevantes Problem – beispielsweise den Klimawandel – zu beforschen und gesamtheitliche Lösungen zu entwickeln. «Kollaboration über Fachgrenzen hinaus» – das hört sich immer toll an.

In der Praxis kann interdisziplinäres Arbeiten aber herausfordernd sein, denn es bedeutet vor allem eines: heraus aus der jahrelangen disziplinären Komfortzone und hinein in den interdisziplinären Nebelwald. Damit sich der anfängliche Nebel etwas lichten kann, braucht es unter anderem Geduld, Offenheit und die Neugier, in unbekanntes Terrain einzutauchen. Dazu eine Prise Ambiguitätstoleranz, um Spannungsfelder auszuhalten. Es bedeutet vor allem auch, anzuerkennen, dass die eigene Expertise ihren Wert, aber eben auch ihre Grenzen hat. Das kann wehtun. Muss es aber nicht. Denn ist es wirklich ein Affront gegenüber wissenschaftlichem Expertentum, wenn man sich eingesteht, dass sein eigenes Wissen Grenzen hat? Oder einfach Sokrates' Ich weiss, dass ich nichts weiss reloaded?

Silomentalität in der Wissenschaft

Man muss es deutlich sagen: Die aktuellen Strukturen im Wissenschaftssystem machen es Forschenden mit interdisziplinären Ambitionen nicht gerade leicht. Trotz der gesellschaftlichen Forderung nach interdisziplinärer Forschung wird wissenschaftliche Exzellenz nach wie vor primär anhand disziplinärer Publikationen und dem Vorkommen in der eigenen Community gemessen. Forschende befürchten oft die Selbstsabotage der eigenen Karriere, wenn sie aus der eigenen Blase heraustreten und sich auf unbekanntere Pfade begeben.

Weit verbreitet ist auch die Annahme, dass Forschende per se gut über Fachgrenzen hinweg zusammenarbeiten können; doch von dieser Annahme sollten wir uns

dringend verabschieden. Denn eines ist klar: Das aktuelle Ausbildungssystem an den Unis und auch die nachfolgenden Karrierestationen vermitteln uns diese Kompetenzen nicht automatisch. Wie wäre es, in den Kursen mal die Grenzen der eigenen Disziplin, aber auch die Schnittstellen mit anderen Disziplinen aufzuzeigen? Klarzumachen, dass eine einzelne Disziplin nur eine von vielen Brillen ist, die man aufsetzen kann, um ein Problem zu betrachten. Dass die eine Brille nicht unbedingt besser ist als die andere.

Diese Erkenntnis könnte bewirken, dass wir disziplinäre Grenzzäune gar nicht erst hochziehen – nur um sie später beim interdisziplinären Arbeiten wieder mühsam einreissen zu müssen. Die bestehende Silomentalität in der Wissenschaft zu durchbrechen heisst nicht, Disziplinen abzuschaffen, sondern damit aufzuhören, Teilsysteme zu Gesamtsystemen aufzublasen.

Strukturelle Veränderungen in Studium und Forschung

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass interdisziplinäre Kompetenzen im Studium stärker und über einzelne Semesterkurse hinaus vermittelt werden. Dass die Herausforderungen von interdisziplinärer Zusammenarbeit besprochen und durch strukturelle Massnahmen angegangen werden, zum Beispiel dadurch, dass die Zusammenarbeit entsprechend gewürdigt, sowie Forschenden genügend Zeit und ein ergebnisoffener Raum zugestanden wird. Und nicht zuletzt, dass ich als Forscherin an den disziplinären Schnittstellen genauso eine Chance auf einen Platz in der Wissenschaft habe wie meine disziplinär forschenden Kolleginnen und Kollegen.

●
In der Rubrik «Das letzte Wort» schreiben junge Forscherinnen und Forscher über das Wissenschaftssystem und die Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Autorin nominiert für die nächste Ausgabe eine Person, deren Text er gerne lesen möchte. Nominiert für die Ausgabe 1/2022 ist: Leonhard Späth, Postdoc an der ETH Zürich.

Zur Autorin

Lisa Deutsch ist Doktorandin an der Eawag und der ETH Zürich. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit der integrativen Leitung von inter- und transdisziplinären Forschungsprogrammen und untersucht für Integrationsprozesse förderliche Führungspraxen und Rahmenbedingungen.



Impressum

Bulletin 27,3, November 2021.

Das Bulletin kann auf der Website der SAGW kostenlos abonniert werden.

Auflage

2500

Redaktion

Heinz Nauer, Fabienne Jan, unter Mitarbeit von Howald Biberstein (Bildessay).

Bilder

Titelbild, Seite 4:	© Beat Brogle
Seite 9 (Porträtfotografie):	© Kurt Reichenbach
Seite 11:	© Eric Roset
S. 15 (oben):	© Samuel Urech
S. 19:	CC0 Public Domain
S. 40 (Porträtfotografie):	© Valérie Chételat
S. 78 (Porträtfotografie):	© François Wavre Lundi13
S. 36f.:	CC-BY-NC, Visualisation: https://mark16.sib.swiss/show?id=QVJCMw==
S. 62:	CC BY-NC-SA 4.0, urn:nbn:de:hbz:061:1-440818
S. 66:	CC BY-NC-SA 4.0, urn:nbn:de:urmel-79101d8e-fdb3-450a-8dbd-7e54a23cff7b7
S. 67:	CC BY-NC-SA 4.0, https://data.mgh.de/databases/seals/bin/seal_list.html
S. 72:	© Klassik Stiftung Weimar. All rights reserved. Herzogin Anna Amalia Bibliothek / C 325, online unter: https://haab-digital.klassikstiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10016443813

Gestaltung

Howald Biberstein, Basel

Druck

rubmedia AG, Wabern / Bern

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5716099>



Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution. Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden. Das Verwertungsrecht bleibt bei den Autorinnen und Autoren der Artikel. Sie gewähren Dritten das Recht, den Artikel gemäss der Creative-Commons-Lizenzvereinbarung zu verwenden, zu reproduzieren und weiterzugeben. Autorinnen und Autoren wird empfohlen, ihre Daten in Repositorien zu veröffentlichen.

Wir legen Wert auf eine nachhaltige Produktion.

Gedruckt wird mit Strom aus Wasserkraft. Die Farbe ist frei von Mineralöl, potenziell toxischen Metallrückständen, ist energiesparend und besitzt das Gold-Zertifikat Cradle-to-Cradle. Das Recyclingpapier Refutura ist nach dem Standard «Blauer Engel» zertifiziert. Die Folie für die Verpackung ist zu 80% aus nachwachsenden Rohstoffen hergestellt worden.

printed in
switzerland





ISSN 1420-6560